

Даний навчальний посібник з німецької мови для студентів-соціологів є комплексом учбових матеріалів, організованих відповідно до вимог учбової програми з німецької мови для гуманітарних спеціальностей, до певної методичної системи з метою формування у студентів вмінь та навичок в різних видах мовленнєвої діяльності на німецькій мові. Їх мета – практичне володіння німецькою мовою, що забезпечить майбутньому спеціалісту можливість сприймати та передавати наукову інформацію. Посібник призначений для студентів старших курсів соціологічного факультету, які вже закінчили курс вивчення граматики та мають збільшити запас фахової лексики.

Посібник складається з 12 автентичних текстів за фахом та завдань до текстів, що спрямовані на розвиток мовленнєвих навичок і допоможуть проконтролювати рівень розуміння прочитаного. До кожного тексту додаються лексичні пояснення слів, що можуть бути незрозумілі, наприклад слів розмовного стилю. Тексти супроводжуються завданнями на відпрацювання навичок ведення дискусії за темою.

Роботу над текстом слід починати з читання його з метою зрозуміти зміст тексту в цілому, не користуючись словником. Після цього треба виписати з тексту незнайомі слова і словосполучення, встановити їх початкову форму, зробити аналіз тих речень, при перекладі яких виявилися труднощі. Для розуміння незнайомих слів можна користуватись поясненням після тексту та словником. При повторному читанні і виконанні завдань до тексту перевіряється правильність розуміння тексту та уточнюється зміст тих його частин, що викликали труднощі. Виконання завдань до тексту має своєю метою поглиблення знань студента як майбутнього спеціаліста та розвиток комунікативних і творчих здібностей.

В ході роботи над текстами можна також повторювати вивчений граматичний матеріал, наприклад, встановлювати час та часові форми дієслів, види речень (просте, складносурядне, складнопідрядне), знаходити інфінітивні групи та дієприкметникові звороти і т.ін.

По закінченні курсу студент мусить вміти:

- читати оригінальну літературу за фахом для одержання та передачі наукової інформації;
- приймати участь в усному спілкуванні на німецькій мові в межах тематики, передбаченої програмою.

TEXT 1

WAS SOLL UNS DER BERUF BRINGEN?

Der Beruf soll Befriedigung bringen!

Spaß an der Arbeit ist eine Forderung, die gleich berechtigt neben der Forderung nach genügend Geld stehen muss. Denn Geld ist letztlich nur ein Mittel, um so leben zu können, wie es uns Spaß macht. Die Auffassung, man solle den Tag über arbeiten, um am Feierabend, Wochenende, im Urlaub, als Rentner seine Zeit gestalten zu können, verkennt, dass wir den größten Teil unseres wachen Lebens im Betrieb b.z.w. bei der Arbeit verbringen müssen. Wollen wir diesen Teil ausklammern, verdrängen, oder wollen wir auch während dieser Zeit versuchen, unsere Erwartungen zu verwirklichen?

Spaß an der Arbeit ist möglich, wenn man ein Motiv, einen Anreiz zum Arbeiten findet. Welcher Beruf bietet das aber? Bei der Suche danach sollte die Berufsberatung des Arbeitsamtes Hilfen geben. Was ist alles nötig, um Befriedigung bei der Arbeit zu haben?

Abwechslung

Wir wollen am Arbeitsplatz nicht versauern und stur eine Reihe von Handbewegungen und Arbeitsgängen innerhalb kurzer Zeit wiederholen und als einzige Abwechslung den Blick auf die Uhr empfinden, der uns sagt, wie lange es noch bis zum Feierabend dauert. Die Arbeit muss abwechslungsreich sein, d.h. Neues bringen, andere Aufgaben stellen. Wir wollen nicht zurückbleiben hinter den Weiterentwicklungen in einem Berufsgebiet.

Sinnvolle Arbeit

Wir wollen wissen, wofür wir arbeiten und lernen, und wir wollen merken, dass unser Einsatz etwas bewirkt, das wir gut finden. Das heißt, wir müssen Bescheid wissen über Sinn und Ziel unserer Arbeit. Das Gleiche gilt natürlich auch für Lernschritte innerhalb der Lehre. Wir müssen erfahren, wo, wann und wie häufig geforderte Fähigkeiten eingesetzt werden können. Das ermöglicht die Einschätzung des Stellenwertes einer Arbeit b.z.w. eines Lernschrittes und, wenn nötig, Kritik an der Ausbildung.

Erfolg

Die Arbeitsaufgaben sollen uns ausfüllen, d.h. nicht unterfordern. Primitive, monotone Arbeitsgänge (z.B. Fließbandarbeiten) sind eine Zumutung für die Menschen, da die meisten mehr leisten können und wollen. Das heißt, um eine Arbeit verrichten oder Probleme lösen zu können, müssen entsprechende Mittel vorhanden sein, wie z.B. gutes Werkzeug, Bücher und Ausbilder, die man fragen kann, ohne befürchten zu müssen, als dumm abgestempelt zu werden. Erst so spürt man die Bestätigung, dass man etwas kann, eine Bestätigung, die nötig ist, um weiterhin am Arbeiten und Lernen interessiert zu sein.

Um dieses Interesse zu behalten, ist es ebenso notwendig, die Erfolge sichtbar zu machen. Das gilt für die Ausbildung wie für die spätere Arbeit. Wer z.B. nie merkt, dass er etwas Neues kann, wem immer nur gesagt wird, er leiste viel weniger als eigentlich vorgesehen, muss dadurch auf die Dauer entmutigt werden. Werden

Erklärungen beispielweise auf zu hohem Niveau gegeben, wird der Lehrling zunächst glauben, er sei zu dumm oder die Sache sei unheimlich kompliziert. Erfolge in der Arbeit können erst verspürt werden, wenn man ein Ergebnis sehen kann, das eigenes fachliches Wissen und Können zeigt.

Selbständigkeit

Wer nur nach Vorschriften arbeiten kann oder darf, ist unmündig. Aus dieser Empfindung heraus entsteht wohl auch der Wunsch nach Selbständigkeit. Wenn wir Spaß an der Arbeit haben, brauchen wir keinen Leistungsdruck und keine Leistungskontrollen. Selbständig arbeiten muss natürlich erst gelernt werden. Das bedeutet: Wir müssen die Fähigkeit zum Lernen b.z.w. zum Problemlösen vermittelt bekommen. Das Fachwissen kann sich der Lehrling dann weit gehend selbst aneignen, was nicht heißen muss: allein! Er verfügt dann aber über die Fähigkeit zu entscheiden, wann er z.B. einen Ausbilder fragt, wann er seine Kenntnisse praktisch erprobt und wann es wichtig wird, sie zu überprüfen.

WORTERKLÄRUNGEN

verkennen	nicht richtig erkennen
ausklammern	ausschließen, nicht berücksichtigen
versauern	mehr und mehr ohne Interesse sein, teilnahmslos
stur	unnachgiebig, unbeweglich an etwas festhaltend
unterfordern	zu wenig verlangen
verkümmern	allmählig zu Grunde gehen, verschwinden

AUFGABEN ZUM TEXT

1. Beantworten Sie die Fragen.

1. An welche Leser richtet sich dieser Text in erster Linie?
2. Warum genügt es nicht, wenn man bei der Berufswahl nur auf die Höhe des Verdienstes achtet?
3. Warum sollte die Arbeit nicht monoton sein?
4. Warum müssen wir über Sinn und Ziel unserer Arbeit Bescheid wissen?
5. Warum bietet das Fließband, nach Meinung des Autors, keine befriedigende Berufstätigkeit?

2. Geben Sie eine Zusammenfassung der wichtigsten Eigenschaften, die der Autor von einem Beruf fordert.

3. Besprechen Sie Probleme in einer Diskussion.

4. Erzählen Sie bitte den Text nach.

TEXT 2

TAGESLAUF EINES PRAKTISCHEN ARZTES

3 Uhr nachts läutet das Telefon. Dr. Möller nimmt den Hörer ab: Schwerer Unfall auf der Bundesstraße 404. Eine Viertelstunde später ist er an der Unfallstelle. Seine Hilfe ist dringend nötig. Er versorgt die Schwerverletzten so gut, wie er es kann. Ein Krankenwagen bringt sie ins nächste Krankenhaus.

Es ist 6.00 Uhr, als er wieder zu Hause ankommt. Noch 1 Stunde Zeit bis zum Aufstehen. Lohnt es sich, soll er sich noch einmal hinlegen? Müde, wie er ist, schläft er gleich ein.

Um 7.00 klingelt der Wecker. In einer Stunde beginnt seine Sprechstunde. Er hat es nicht weit bis zu seiner Praxis. Sie ist unten in seinem Haus.

Als er noch am Frühstückstisch sitzt, hört er, wie die Sprechstundenhilfe die ersten Patienten hereinlässt. Das Wartezimmer ist bereits voller Leute, als er die Sprechstunde beginnt. Wenn das so weitergeht, wird er kaum noch am Vormittag Hausbesuche machen können. Und die Liste, die ihm seine Sprechstundenhilfe reicht, ist lang: 8 Namen stehen schon drauf, 8 Hausbesuche. Und wie viele Anrufe werden noch kommen? Eigentlich wollte er heute mal wieder kurz ins Schwimmbad gehen. Ob was draus wird? Die Sprechstunde ist heute eine wie viele andere: Eine größere Wunde muss neu verbunden werden, Medikamente gegen Kopfschmerzen und starke Ohrenschmerzen müssen verschrieben werden, fünfmal ist der Blutdruck zu messen, dreimal eine Überweisung an einen Facharzt zu schreiben, 6 Bestrahlungen, 8 telefonische Anrufe. War das alles? Nicht ganz. Viel Zeit hat er auch gebraucht, sich all die Klagen anzuhören über die Probleme in der Ehe, über Schwierigkeiten mit den Kindern, über den Ärger im Beruf. Und er lässt sich Zeit, in Ruhe zuzuhören, hier und dort einen Rat zu geben; denn er weiß, auch das brauchen die Menschen: jemanden, bei dem sie sich aussprechen können.

Es ist 13.30 Uhr, als er den letzten Patienten verabschiedet. Die Zahl der Kranken, bei denen er einen Hausbesuch machen muss, hat sich auf 11 erhöht. Da wird er auch heute nicht zum Schwimmen gehen können. Schnell isst er zu Mittag, und dann sind die Krankenbesuche dran. Um 18 Uhr soll er wieder zurück sein, denn dann beginnt die Sprechstunde für die Berufstätigen, die morgens nicht kommen konnten. Die meisten seiner Hauspatienten kann er schnell erreichen: Sie wohnen in der Stadt, doch 2 leben auf dem Lande. Dort gibt's keinen Arzt. Mit seinem Mercedes braucht er fast eine halbe Stunde, um hinzukommen.

Als um halb acht Uhr sein letzter Patient die Sprechstunde verlässt, ist sein Arbeitstag noch nicht zu Ende. Nach dem Abendessen hat er noch Rechnungen zu schreiben. Im Gegensatz zu vielen anderen Ärzten macht er es – gemeinsam mit seiner Frau – noch selbst. Die Krankenkassen verlangen eine genaue Abrechnung, und viel Geld bekommt er nicht von ihnen. Doch er hat auch Privatpatienten. Ihnen kann er höhere Rechnungen schreiben.

Sicher, er hat viel zu tun, doch er verdient auch gut. Und er legt sein Geld gut an. Noch heute Abend wird er mit seinem Freund, einem Architekten, gemeinsam überlegen, ob er ein Miethaus oder Aktien kaufen soll. Er muss ja auch an seinen

Lebensabend denken; denn eine Rente oder Pension bekommt er nicht. Gerade heute erhielt er von einem jüngeren Kollegen die Antwort, dass er bereit sei, die Urlaubsvertretung im Juli zu übernehmen. So kann er unbesorgt für 4 Wochen nach Südafrika fliegen.

Um 11 Uhr nachts klingelt wieder das Telefon. Eine aufgeregte Frau meldet sich, ihr Mann habe eine schwere Herzattacke. Die interessante Fernsehdiskussion wird sich seine Frau allein zu Ende ansehen müssen. Zum Glück hat ab morgen sein Kollege Nachtdienst; dann wird er wieder eine Woche ungestört schlafen können.

WORTERKLÄRUNGEN

praktischer Arzt	Arzt für Allgemeinmedizin
Miethaus, n	größeres Gebäude, in dem Wohnungen vermietet werden
Herzattacke, f	plötzliche Erkrankung des Herzens

AUFGABEN ZUM TEXT

1. Ordnen Sie die rechts stehenden Antworten den links stehenden Fragen zu, und geben Sie die Textstellen an, auf die sie sich beziehen.

- | | |
|---|--|
| 1. Warum ist Dr. Möller von 3-6 Uhr morgens nicht zu Hause? | a) Vormittags für die Allgemeinheit, abends für die Berufstätigen. |
| 2. Warum kann er in der kommenden Woche ungestört schlafen? | b) Er stellt die Rechnungen für seine Patienten aus. |
| 3. Warum macht er an diesem Vormittag keine Hausbesuche? | c) Er muss bei einem Verkehrsunfall ärztliche Hilfe leisten. |
| 4. Welche Arbeit macht er am Abend nach der Sprechstunde? | d) Er muss zu viele Hausbesuche machen . |
| 5. Hilft Dr. Möller nur bei körperlichen Beschwerden? | e) Er hat ein recht gutes Einkommen. |
| 6. Wann hat der Arzt Sprechstunden? | f) Weil er dann keinen Nachtdienst hat. |
| 7. Wann macht er Hausbesuche? | g) Manchmal kommt er am Vormittag noch dazu, heute erst am Nachmittag. |
| 8. Warum kann er heute nicht schwimmen gehen? | h) Er berät seine Patienten auch bei ihren Alltagsproblemen. |

9. Wie ist der Verdienst von Dr. Möller?

i) Weil viele Patienten zu seiner Sprechstunde gekommen sind.

2. Setzen Sie in die Lücken passende Wörter in der richtigen Form ein.

Bestrahlung, Blutdruck, Hausbesuch, Krankenhaus, Krankenkasse, Krankenwagen, Medikament, Nachtdienst, Praxis, Privatpatient, Sprechstunde, Sprechstundenhilfe, überweisen, verschreiben, versorgen, Wartezimmer, Wunde

1. An der Unfallstelle _____ der Arzt die Verletzten.
2. Ein _____ bringt die Schwerverletzten ins nächste _____.
3. Die _____ von Dr. Möllert finden vormittags statt.
4. Er empfängt seine Patienten in seiner _____, die im Erdgeschoss seines Hauses liegt.
5. Seine _____ öffnet die Tür zum _____ und ruft den ersten Namen auf ihrer Liste auf.
6. Als erstes muß Dr. Möller eine _____ verbinden.
7. Dann _____ er _____ gegen starke Schmerzen.
8. Bei einer älteren Dame misst er den _____.
9. Einen schwierigen Fall _____ er an einen Facharzt.
10. Zur Behandlung einer Hautkrankheit führt er eine _____ durch.
11. Nachmittags steigt er in sein Auto und macht _____.
12. Die gesetzlichen _____ verlangen eine genaue Abrechnung der ärztlichen Leistungen.
13. Von seinen _____ bekommt Dr. Möller mehr Geld für eine Behandlung.
14. Wer nachts ärztliche Hilfe braucht, wendet sich an den Arzt, der _____ hat.

3. Bilden Sie Dialoge zu den angegebenen Themen:

- Im Krankenhaus
- In einer Sprechstunde
- In der Apotheke

4. Erzählen Sie bitte den Text nach.

TEXT 3

EHE UND FAMILIE

Der Bestand der menschlichen Gesellschaft beruht auf der Paarung der Geschlechter. Erfolgt diese zwischen einem bestimmten Mann und einer bestimmten Frau in einer relativ dauerhaften Paargemeinschaft mit dem Vorsatz, die von der Frau geborenen Kinder als die eigenen zu legitimieren, dann kann von der Existenz einer Ehe gesprochen werden. Sie wird in den meisten Gesellschaften als eine soziale Institutionen behandelt, d.h. auf der einen Seite in bestimmter Weise geregelt und oft auch mehr oder weniger nachdrücklich erzwungen. Ihre Besonderheit gegenüber unverbindlicheren Paarbeziehungen der Geschlechter wird u.a. dadurch bezeichnet, dass die Eheschließung als ein mehr oder weniger öffentlicher Vorgang gilt und in den meisten Gesellschaften mit bestimmten Kulthandlungen vollzogen wird.

Die Existenz des Ehepaares ist die notwendige, wenngleich nicht hinreichende Voraussetzung für die Existenz einer Familie. „Die Ehe ist eine unvollständige Familie“ (R.König, Materialien zur Soziologie der Familie). Vollständig wird sie erst durch Kinder, die die Ehepartner als eigene anerkennen und aufnehmen. In Übereinstimmung mit der neueren familien-soziologischen Terminologie definieren wir die Familie als eine Gruppe, in der ein Ehepaar mit seinen direkten Nachkommen, also den eigenen Kindern, zusammenlebt. In diesem analytischen Begriff erscheint Familie als sogenannte Kernfamilie. Die Kernfamilie unterscheidet sich von anderen Gruppen erstens durch die besondere Art ihrer Mitglieder. Die sozialen Positionen in dem sozialen Gebilde der Familie heißen: Vater, Mutter, Sohn und Tochter. Diese Positionen weichen im Hinblick auf zwei Kriterien grundlegend voneinander ab: Einmal nach dem Geschlecht (Vater, Sohn / Mutter, Tochter), zum anderen nach der Generation (Vater, Mutter / Sohn, Tochter). Geschlechts- und Generationsunterschiede sind in der Familie nicht immer vorhanden (das kann auch z.B. im Sportverein, in der Kirchengemeinde und in der Schule der Fall sein), sondern sie sind für die Familie konstitutiv. Das Familiengeschehen besteht geradezu primär in typischen Begegnungen von Geschlechtern und Generationen.

Ein für die Familie außerordentlich bedeutsamer Sachverhalt liegt darin, dass die beiden primären Elemente ihrer Grundpositionen, das Geschlecht und die Generation, biologisch begründet sind. Das Geschlecht der Ehepartner, die ausschließliche Gebärfähigkeit der Frau und die extreme Hilflosigkeit der kleinen Kinder sind „natürliche“ Vorgegebenheiten des Lebens einer Familie. Nur wenige Gesellschaftliche Gebilde werden im vergleichbaren Maße von biologischen Substrukturen bestimmt. Das bedeutet allerdings keineswegs, dass die Familie als biologische Einrichtung hinreichend erklärt werden kann. Die Beziehungen der Geschlechter werden von der Moral der Geschlecht reguliert, die Bedeutung der Mutterschaft erfährt die unterschiedlichsten kulturellen Bestimmungen, und die Elternabhängigkeit der Kinder wandelt sich mit der Entwicklung der Zivilisation. Ein weiteres Merkmal, das mit der Definition der Familie festgesetzt ist, besteht in der Tatsache des Zusammenlebens. Im Unterschied zu Gruppen, deren Mitglieder nur gelegentlich zusammentreten (Kegelclub, Parlamentsfraktion u.s.w.) und einseitig

begrenzte Beziehungen (z.B. vorwiegend geschäftlicher, religiöser oder politischer Art) zueinander unterhalten, vollziehen sich in der Familie zwischen allen Mitgliedern ständig Begegnungen und Interaktionen, welche relativ viele Interessen- und Daseinsbereiche menschlichen Lebens umfassen. Da geht es um Sparen, Konsumieren, Freizeitleben und Kindererziehung, Gattenliebe und Hausarbeit. Viele Themen werden im Kreis der Familie gestellt, besprochen und bearbeitet. Dabei ist wichtig, dass der sogenannte Haushalt ein räumliches Zentrum bietet, den „Drehpunkt“ der Gruppe, auf den sich alle Familienangehörigen ständig beziehen. Im Unterschied zu einem Sprachgebrauch, der zur Familie alle näheren Verwandten zählt, gleich wo sie wohnen, rechnen wir zur Familie – zur Kernfamilie – nur diejenigen, die in einem Haushalt vereinigt sind. Die Familie ist eine „totale“ Gruppe.

WORTERKLÄRUNGEN

legitimieren	<i>hier:</i> gesetzlich, vor der Öffentlichkeit anerkennen
Kulthandlung, f	religiöse, feierliche Handlung
Kriterium, Kriterien	Kennzeichen, Maßstab
konstitutiv	grundlegend, das Wesen ausmachend (<i>selten gebraucht</i>)
primär	in erster Linie, hauptsächlich, wesentlich
Substruktur, f	untergeordnete Bauelemente (<i>selten gebraucht</i>)
Interaktion, f	Wechselbeziehung, Handlung zwischen zwei oder mehreren Personen
total	alles umfassend (<i>hier:</i> alle Lebensbereiche umfassend)

AUFGABEN ZUM TEXT

1. Beantworten Sie die Fragen.

1. Welche Bestandteile gehören vom Wesen her zu einer Ehe?
2. Was kommt dort noch hinzu, wo die Ehe als gesellschaftliche Einrichtung betrachtet wird?
3. Wann sprechen wir von einer „Familie“ im Sinne der Kernfamilie?
4. Welche Generations- und Geschlechtsunterschiede gibt es in der Familie?
5. Welche anderen Elemente bestimmen das Familienleben?

6. Inwiefern ist die Familie eine „totale“ Gruppe?

2. *Bilden Sie jeweils zwei Sätze mit folgenden Verben. Achten Sie auf die Verwendung der richtigen Präposition.*

Beispiel: beruhen a) geschäftlicher Erfolg, Verhandlungsgeschick

Lösung: Sein geschäftlicher Erfolg beruht auf seinem Verhandlungsgeschick.

- | | |
|-----------------------|---|
| 1. behandeln | a) Ehe, soziale Institution, fast überall
b) Eltern, älteren Kindern, Partner |
| 2. gelten | a) Hochzeit, öffentliches Ereignis
b) Max Born, bedeutender Physiker |
| 3. sich unterscheiden | a) Kernfamilie, Großfamilie, wodurch?
b) unsere Kinder, kaum, einander |
| 4. bestehen | a) Wesen der Ehe, Dauerhaftigkeit
b) typische Merkmale, einer Familie, worin? |
| 5. sich beziehen | a) diese Bemerkung, unser gestriges Gespräch
b) diese Anspielung in deinem Brief, warum? |

3. *Diskutieren Sie über die unten gegebenen Fragen:*

- *Kann ein Ehepaar nur mit den eigenen Nachkommen eine Familie bilden?*
- *Kernfamilie oder Großfamilie: was ist dem Menschen gemäßer?*
- *Sollte die Familie nicht durch andere Formen menschlichen Zusammenlebens abgelöst werden?*

TEXT 4

AM STADTRAND, WO ICH WOHNE

Die Stadt liegt unten im Tal und am östlichen Hang. Ihre hundertzwanzigtausend Einwohner leben in der engen Altstadt, im benachbarten, großzügigen Ostviertel, seitab in den Siedlungen des sozialen Wohnbaus, in umgrüneten Reihenhausvierteln oder in Dörfern, zehn Kilometer draußen im Land. Zu den zwei Warenhäusern, den beiden Theatern, der ausufernden Fußgängerzone und den achtzehn Kriegerdenkmälern, die von Langensalza bis Stalingrad nationale Geschichte spiegeln, kommt das neue Rathaus mit zwanzig Stockwerken, das seinen

Schatten schon in die Einkaufsstraßen, über die Türken- und Studentenquartiere wirft.

Von den zwei Zeitungen aus der Mitte der sechziger Jahre ist nur die Lokalredaktion der einen übrig geblieben, und dem Stadtkern werden die schönen Fachwerkhäuser ausgebrochen wie einem alten Gebiss die mürben Zähne. Jenseits der Wälle soll der Gürtel der vierspurigen Schnellstraße, bisher ein Halbkreis, endlich geschlossen werden, während drinnen ganze Straßenzüge der sogenannten Flächensanierung anheim fallen. Zum ersten Mal seit Wochen nimmst du den Weg wieder durch die enge, wohnliche Straße, und plötzlich sind um dich Weite und Licht. Aber was für Weite, was für Licht! Die Weite der Leere, das Licht der Fremde. Man muss sich nicht daran gewöhnen. Die Baubuden stehen schon; Umsatz und Rendite des Kommenden waren längst berechnet, da tapezierten die ahnungslosen Bewohner noch ihre Zimmer neu. Zwar haben vor einigen Jahren, als aus Bonn öffentliche Mittel zur Altbausanierung kamen, fast alle Gebäude der Hauptgeschäftsstraße einen Anstrich in leuchtender Farbe erhalten, zwar renoviert die Stadt jetzt eine Zeile von zehn Häusern hinter dem Markt, in denen Mieter lange ohne Bad und mit Hofklo gewohnt haben – aber was sind solche Unternehmungen gegen die lange Liste der Verluste? Und keine Anzeichen dafür, dass diese Liste demnächst geschlossen wird. Parkhaus, Warenhaus, Ärztehaus sind zeitgemäßere Nutzungsformen zentraler Grundstücke.

Wer heute in den alten Häusern lebt, tut es auf Abruf: Ausländer, Studenten, Greise. Innenstadt als Durchgangslager. Kaum einmal lassen sich Familien auf lange Sicht hier nieder. Wo sollen die Kinder denn spielen? Die Schule in der übernächsten Straße, der kleine Laden um die Ecke, die lebenslange Nachbarschaft, wo ist das alles geblieben, seit die Stadt, vor dem Krieg, vierzigtausend Einwohner hatte und man wirklich in ihr lebte, den Handwerkern bei der Arbeit zusehen und abends vor der Tür stehen und mit den Hausgenossen und Nachbarn reden konnte, während die Kinder durch die Straße, um die Ecke tobten? Heute ist der letzte stille Winkel von Autos verstellt, und die beiden Hauptstraßen haben sich in Haupteinkaufsstraßen verwandelt, wie überhaupt aus der Stadt etwas ganz anderes, nämlich eine Einkaufsstadt geworden ist. Der Stadstreicher August, der meinem kleinen Sohn manchmal ein Bonbon zusteckt und den ich oft im Lesesaal der Bibliothek sehe, eingeknickt über einem Band des Großen Brockhaus, Stichwort Alter, sagt auch, die Stadt, seine Stadt, habe sich in den letzten 30 Jahren stärker verändert als in den dreihundert Jahren davor. Dabei sind doch nur fünf Bomben gefallen. Und wir, fragt er dann mit erhobener Stimme, was wird aus uns? Ja, was?

Wer wir schon sind: Die Siedlung, in der wir wohnen, liegt weit von der Stadt, sechs Kilometer. Sie gleicht einer Insel; auf zwei Seiten wird sie von Autobahnen, auf der dritten von der Bahnlinie mit ihren dreihundert Zügen pro Tag, begrenzt. Wie der Wind auch steht, man hört das eine oder das andere. Eine einzige Straße, die Autobahn überbrückend, führt in die Siedlung und aus ihr heraus. Das Viertel ist in den vergangenen acht Jahren auf die grüne Wiese, auf Äcker betoniert worden. Ringsum freies Feld. Abgestufte, bis zehn Stockwerke hohe und mehrere hundert Meter lange Häuserzüge. Breite, rechtwinklig sich kreuzende Straßen. Innenhöfe, so große wie Fußballfelder. Autos über Autos. Wenn du da durchgehst, hast du nicht

den Eindruck, das könne Heimat sein. Wenn du die öden Spielplätze, die Baumkarikaturen, die sinn- und nutzlosen Grasplätze vor dem Hintergrund der Wohnungen siehst, wenn du weißt, dass du die vielen Kinder nur mit schmutzigem Sand spielen oder mit ihren Kettcars auf und ab fahren können, dass sie, älter geworden, nicht viel mehr als der Fernseher erwartet, wenn dir bewusst ist, dass die Gestaltungsmöglichkeiten der Erwachsenen nicht über das kollektive Anlegen schräger Trampelpfade zu den Haustüren hinausgehen, fragst du dich, was die Menschen, die hier für immer wohnen müssen, befähigt, eine solche Umgebung auszuhalten. Und was wird einmal aus den Kindern, die in diesen Siedlungen aufwachsen?

Klein-Chikago; so nennt man im Ostviertel auf der anderen Seite der Stadt, in den gepflegten Ein- und Zweifamilienhäusern mit den wunderbaren alten Bäumen vor dem Fenster und vor der Tür, dieses Neubaugebirge des sozialen Wohnungsbaus, dessen Quadratmeterpreise kaum niedriger sind als die Mieten guterhaltener Altbauwohnungen im Umkreis der Wälle. Wer wohnt hier? Das Industriegebiet ist zu Fuß zu erreichen. Nach vier, wenn die Betriebe Feierabend machen, rollen überfüllte Busse ins Viertel.

Das könnten Zufälle sein. Aber Zufälle, die sich häufen, bilden das Material, aus dem sich Regeln ableiten lassen. Regeln vielleicht über den Zusammenhang zwischen Einkommen und Wohnform. Wer will so etwas genau wissen, wenn er mit aller Kraft arbeitet? Daher die Isolation in den Blocks, die Scheu vor Berührungen. Die Situation der Nachbarn kann die eigene Situation deutlich machen. Und die Abwehr, das Misstrauen, wenn Fremde Fragen stellen. Oh, es geht uns gut. Es fehlt an nichts. Aber was denkt man, wenn man sonntags das Auto nimmt und ins Ostviertel überfährt und dort spazieren geht, vorbei an Einfamilienhäusern, die nie unter vierhunderttausend Mark gehandelt werden? Das frage ich mich.

Zwischen den letzten Blocks und der Autobahn ist vor vier Jahren eine Reihe einfacher Bungalows gebaut worden. Hier wohne ich. Von hier aus sehe und erlebe ich das Viertel, von hier aus beschreibe ich es auch; die Menschen in den Hochhäusern und die unmittelbaren Nachbarn in ihren Bungalows mit hundertfünfzehn Quadratmeter Wohnfläche, von denen stets dreiundvierzig auf das Wohnzimmer, je zehn auf die beiden Kinderzimmer kommen. Haus an Haus auf kleinen Grundstücken. Fußwege zu den Eingängen. Weißgekalkte Mauern. In den Vorgärten hier ein Weißdorn, dort ein Sandkasten. Eine Bank neben der Haustür. Stockrosen. Nachmittags die Kinder, mit Rollern, Schaufeln, Pappkartons, mit Kreide und Fingerfarben. Die Mütter, die Väter stehen dabei, die meisten Anfang bis Mitte dreißig, Lehrerinnen, Wissenschafter, leitende Angestellte, Geschäftsleute. Man erzählt sich was, viele duzen sich. Beinahe wie auf dem Dorf, soll eine Besucherin gesagt haben. Aber über allem der Lärm der Autobahn, die keinen Steinwurf weit entfernt ist. Und es gibt keinen Horizont. Man sieht nur die weißen Wände, die Gehwegplatten, die Büsche, die Kinder, den Himmel. Keine Landschaft, man ahnt noch nicht einmal die nahen Hochhäuser, deren Bewohner übrigens nie zwischen unseren Häusern spazieren gehen. Auch die Kinder, die Halbwüchsigen halten sich fern. Einem Fremden muss das wie eine nach ihnen gewendete Idylle erscheinen.

Hier wohnt der Angestellte des Kulturamtes, der unsere Kinder zum Weinen bringt, indem er mit scharfer, gepresster Stimme den öffentlichen Rasen hinter seinem Haus verbietet. Kaum ist für ihn am Freitagnachmittag um drei der Dienst zu Ende, geht sein klopfen, Sägen und Bohren los, das wir auch sonnabends und sonntags hören. Zuerst hat er die Betonplatten der großen Terrasse gegen Waschbeton ausgetauscht, dann waren Klinker doch schöner; anschließend wurde der Vorgarten asphaltiert und ein Schuppen gebaut; jetzt täfelt er alle Zimmerdecken mit Kiefernholz. Ich kann nicht ruhig sitzen, hat er lächelnd gesagt.

Im nächsten Haus wohnt der Prokurist mit den stillen, intelligenten Töchtern, der so stolz auf seinen auch im August noch dunkelgrünen Rasen ist. Vorige Woche hat er in der Augenklinik das Urteil gehört: beginnende Netzhautablösung. Die sozialen Sicherungen sind ja gut und schön, sagt die Frau, als wir uns an den Mülltonnen treffen, aber wie soll ich es mit ihm aushalten, wenn er bald den ganzen Tag im Wohnzimmer rumsitzt.

Sind wir das, ist von uns die Rede? Wir haben uns an den Stadtrand gedrängt und drängen lassen. Wenn wir in den Spiegel gucken, wissen wir nicht, wessen Gesicht wir sehen. Erstaunen. Erschrecken. Mein Kinn ist ja ganz schmal. Was ist denn mit meiner Nase los? Und von unseren Träumen ist auch nichts zu erkennen. Das sollen wir sein? Sehen wir wirklich so aus, oder machen wir nur zufällig eine Grimasse, oder ist mit dem Spiegel etwas nicht in Ordnung? Irgendwann sind über dieser Frage vielleicht die Tage und Jahre vergangen, und die Antwort interessiert uns nicht mehr. Davor habe ich Angst.

WORTERKLÄRUNGEN

seitab	etwas etfernt
soziale Wohnungsbau	vom Staat finanziel geförderter Hausbau
Langensalza	Kreisstadt im Bezirk Erfurt
Flächensanierung, f	anstelle enger Straßen mit schlechten alten Häusern werden breite Straßen mit modernen Häusern gebaut
Rendite, f	Gewinn aus angelegtem Kapital
Stadtstreicher, m	einer, der sich, ohne feste Wohnung, meist durch Betteln ernährt
einnicken	für kurze Zeit einschlafen
Kettcar, m	Spielauto, welches ein Kind durch Treten von Pedalen fortbewegt

Trampelpfad, m	schmäler Weg, der durch Hin-und Hergehen entstanden ist
Bungalow, m	einstöckiges Haus mit Flachdach und meist mit Garten
Waschbeton, m	Beton mit Verzierungen
Klinker, m	hartgebrannter Ziegel

AUFGABEN ZUM TEXT

1. *Lesen Sie Überschriften zu den einzelnen Textabschnitten. Stellen Sie fest, zu welchen Abschnitten diese Überschriften jeweils gehören.*

- a) Unklarheit über die Situation der Menschen in der Neubausiedlung
- b) Die Bewohner der Innenstadt einst und jetzt
- c) Der ratlose Angestellte des Kulturamtes
- d) Überblick über Wohngebiete und wichtigste Einrichtungen der Stadt
- e) Wandel im Stadtbild
- f) Lage der Siedlung
- g) Aussehen der Siedlung
- h) Zweifel über die eigene Identität
- i) Der erkrankte Prokurist

2. *Dieser Text ist eine feuilletonistische Beschreibung, d.h. eine mit dichterischer Anschaulichkeit der Sprache und mit persönlichen Erlebnissen gestaltete Beschreibung. Nennen Sie Textbeispiele, die über einen reinen Sachtext hinausgehen.*

3. *Kann der Autor sein Anliegen verdeutlichen, finden Sie seine Schreibweise ansprechend?*

4. *Stellen Sie 10 Fragen zum Text. Vergleichen Sie sie mit den Ihres Studienfreundes. Beantworten Sie diese Fragen.*

5. *Führen Sie eine Diskussion über einige Probleme des Textes.*

6. *Erzählen Sie bitte den Text nach.*

TEXT 5

ERST EINMAL ARBEITEN

Aller Anfang ist schwer, sagt mein Meister oft, wenn ich mich beschwere, dass ich hier nicht genügend ausgebildet werde, sondern ausfegen muss, Bier kaufen gehe und andere bekloppte, ausbildungsfremde Arbeiten mache. Wenn ich dann schon mal eine Arbeit kriege, von der ich etwas lernen kann, dann mache ich sie auch so lange, dass sie nichts mehr mit Ausbildung tun hat. Es wird reine Routinearbeit. Der Meister ist auch zugleich der Miteigentümer dieser Firma und hat natürlich gut lachen, denn meine Arbeit bringt ihm viel Geld ein. Denn wenn ich nicht da wäre, dann müsste er doch noch einen Gesellen einstellen, und der kostet bestimmt viel mehr Geld. Der denkt natürlich erst mal an das Geschäftsinteresse, ich aber an meine Ausbildung, das ist doch der Unterschied. Ich bin jetzt schon annähernd zwei Jahre in dieser Firma, und meistens sind das nur so Hilfsarbeiten, die man macht. Der Meister meint immer, dass wir hier doch eine große Familie im Betrieb sind, ist ja auch toll, aber bei den Gewinnen hört denn das Familienbewusstsein auf.

Meine Eltern dachten am Anfang auch wie der Meister, und ich habe viel gejammert, bis sie sich jetzt entschlossen haben, einen Beschwerdebrief an den Lehrlingswart der Innung zu schicken. Also viel konnten meine Eltern mir nicht helfen, die wussten ja noch nicht mal, wie man so einen Brief aufsetzt, aber ich kenne einen Gesellen aus einer anderen Firma, der den für uns aufgesetzt hat. Was daraus wird, weiß ich natürlich nicht; Hauptsache, es passiert schnell was mit meiner Ausbildung. Denn so kann das nicht weitergehen.

Die Leute in der Firma wundern sich, wenn man das Interesse an der Arbeit so langsam verliert, aber die dürfen sich doch nicht wundern. Mir macht der Beruf des Tischlers bestimmt viel Spaß, aber die versauen einem doch alles. Wenn ich noch mal die Wahl hätte, würde ich bestimmt in einen viel größeren Betrieb gehen, wo die Ausbildungschancen besser sind. Bei uns gibt es noch nicht einmal eine Lehrecke. Große Betriebe haben aber meistens sogar eine Lehrwerkstatt, und da kann man dann auch viel besser lernen.

Unser Meister ist jetzt fünfundfünfzig Jahre alt. Er erzählt oft, wie schwer er es einmal hatte. Aber ich denke doch, dass sich die Zeiten geändert haben, und da muss er sich doch auch etwas ändern, damit wir es heute leichter haben, das habe ich ihm auch schon mal gesagt. Aber da ist er irgendwie nicht ansprechbar und meint, das ist Quatsch. Auf Gewerkschaften ist er besonders scharf: „Die richten uns noch mal zu Grunde“, stöhnt er, wenn man mal darüber spricht. Er lässt mich sowieso nicht zu Wort kommen, er erzählt nur so, was ihm eben in den Kram passt, sonst nichts. Sein Lieblingsthema sind natürlich die Rocker, da kommt er so richtig in Fahrt. Wenn ich denn auch mal widerspreche, dann motzt er mich auch gleich an und meint, dass ich meine Rockermanieren man besser zu Hause lasse. Ich bin sicher, dass er noch nie einen Rocker gesehen hat und sich immer nur anmachen lässt von den Zeitungen. Das ist überhaupt solche Sache mit den Zeitungen. Wenn Jugendliche mal was ausgefressen haben, dann gibt er natürlich gleich seinen Senf dazu: „Viel härter

durchgreifen, Arbeitslager, nicht viel Federlesen machen“, das sind dann auch gleich seine Sprüche. So langsam lerne ich jetzt auch seine Macken kennen und denk mir meinen Teil. Hat ja doch keinen Zweck, sich mit dem unterhalten!

WORTERKLÄRUNGEN

ausfegen	den Boden mit einem Besen säubern
bekloppt	(<i>ugs.</i>) dumm, unsinnig
Geselle, m	Handwerker, der den ersten Teil seiner Ausbildung mit einer Prüfung abgeschlossen hat
Lehrlingswart, m	Person, die für die Lehrlinge mehrere Betriebe sorgt
Innung, f	Interessenverband von Angehörigen desselben Handwerks
versauen	(<i>ugs.</i>) jmdm. die Freude an etwas verderben
es passt mir in den Kram	(<i>ugs.</i>) es passt in meine Pläne, es gefällt mir
anmotzen	(<i>ugs.</i>) schimpfen, tadeln
Rockermanieren, pl	schlechtes Benehmen von Jugendlichen, die (in Lederjacken und auf Motorrädern) die Leute belästigen
anmachen	(<i>ugs.</i>) <i>hier:</i> negativ beeinflussen
ausfressen	(<i>ugs.</i>) etwas Unrechtes tun
nicht viel Federlesen machen	ohne viel Mühe fertig werden
Macke, f	(<i>ugs.</i>) Eigenart

AUFGABEN ZUM TEXT

1. Beantworten Sie die Fragen:

1. Wer spricht hier? Inwiefern erkennt man das auch an seiner Sprache? Geben Sie die entsprechenden Textbeispiele an.
2. Zu wem spricht er vermutlich?
3. Was ist der Zweck seiner Worte?

2. Diskutieren Sie über die unten gegebenen Fragen:

- Welche Argumente könnte der Meister vorbringen, um seine Haltung zu rechtfertigen?
- Wie ist handwerkliche Berufsausbildung in Ihrem Land geregelt? Was ist gut, was sollte geändert werden?

3. Erzählen Sie bitte den Text nach.

TEXT 6

UNBERECHENBARE GÄSTE

Ich habe nichts gegen Tiere, im Gegenteil: ich mag sie, und ich liebe es, abends das Fell unseres Hundes zu kraulen, während die Katze auf meinem Schoß sitzt. Es macht mir Spaß, den Kindern zuzusehen, die in der Wohnzimmerecke die Schildkröte füttern. Sogar das kleine Nilpferd, das wir in unserer Badewanne halten, ist mir ans Herz gewachsen, und die Kaninchen, die in unserer Wohnung frei herumlaufen, regen mich schon lange nicht mehr auf. Außerdem bin ich gewohnt, abends unerwarteten Besuch vorzufinden; ein piepsendes Küken oder einen herrenlosen Hund, dem meine Frau Unterschlupf gewährt hat. Denn meine Frau ist eine gute Frau, sie weist niemanden von der Tür, weder Mensch noch Tier, und schon lange ist dem Abendgebet unserer Kinder die Floskel angehängt: Herr, schicke uns Bettler und Tiere.

Schlimmer ist schon, dass meine Frau auch Vertretern und Hausierern gegenüber keinen Widerstand kennt, und so häufen sich bei uns Dinge, die ich für überflüssig halte: Seife, Rasierklingen, Bürsten und Stopfwohle, und in den Schubladen liegen Dokumente herum, die mich beunruhigen: Versicherungs- und Kaufverträge verschiedener Art. Meine Söhne sind in einer Ausbildungs-, meine Töchter in einer Aussteuerversicherung, doch können wir sie zur Hochzeit oder bis zur Ablegung des zweiten Staatsexamens weder mit Stopfwohle noch mit Seife füttern, und selbst Rasierklingen sind nur in Ausnahmefällen dem menschlichen Organismus zuträglich.

So wird man begreifen, dass ich hin und wieder Anfälle leichter Ungeduld zeige, obwohl ich im Allgemeinen als ruhiger Mensch bekannt bin. Oft ertappe ich mich dabei, dass ich neidisch die Kaninchen betrachte, die es sich unter dem Tisch gemütlich machen und seelenruhig an Mohrrüben herumknabbern, und der stupide Blick des Nilpferdes, das in unserer Badewanne die Schlammbildung beschleunigt, veranlasst mich, ihm manchmal die Zunge herauszustrecken. Auch die Schildkröte, die stoisch an Salatblättern herumfrisst, ahnt nicht im Geringsten, welche Sorgen mein Herz bewegen: die Sehnsucht nach einem frisch duftenden Kaffee, nach Tabak, Brot und Eiern und der wohligen Wärme, die der Schnaps in den Kehlen sorgenbeladener Menschen hervorruft. Mein einziger Trost ist dann Bello, unser Hund der vor Hunger gähnt wie ich. Kommen dann noch unerwartete Gäste:

Zeitgenossen, die unrasiert sind wie ich, oder Mütter mit Babies, die mit heißer Milch getränkt, mit aufgeweichtem Zwieback gespeist werden, so muss ich an mich halten, um meine Ruhe zu bewahren. Aber ich bewahre sie, weil sie fast mein einziger Besitz geblieben ist.

Es kommen Tage, wo der bloße Anblick frisch gekochter, gelber Kartoffeln mir das Wasser in den Mund treibt; denn schon lange – dies gebe ich nur zögernd und mit heftigem Erröten zu, schon lange verdient unsere Küche die Bezeichnung bürgerlich nicht mehr. Von Tieren und von menschlichen Gästen umgeben, nehmen wir nur hin und wieder, stehend, eine improvisierte Mahlzeit ein.

Zum Glück ist meiner Frau nun für längere Zeit der Ankauf von unnützen Dingen unmöglich gemacht, denn wir besitzen kein Bargeld mehr, meine Gehälter sind auf unbestimmte Zeit gepfändet, und ich selbst bin gezwungen, in einer Verkleidung, die mich unkenntlich macht, in ferner Vororten Rasierklingen, Seife und Knöpfe in den Abendstunden weit unter dem Preis zu verkaufen; denn unsere Lage ist bedenklich geworden. Immerhin besitzen wir einige Zentner Seife, Tausende von Rasierklingen, Knöpfe jeglichen Sortiments, und ich taumele gegen Mitternacht heim, suche Geld aus meinen Taschen zusammen; meine Kinder, meine Tiere, meine Frau umstehen mich mit glänzenden Augen, denn ich habe meistens unterwegs eingekauft: Brot, Äpfel, Fett, Kaffee und Kartoffeln, eine Speise übrigens, nach der Kinder wie Tiere heftig verlangen, und zu nächtlicher Stunde vereinigen wir uns in einem fröhlichen Mahl: zufriedene Tiere, zufriedene Kinder umgeben mich, meine Frau lächelt mir zu, und wir lassen die Tür unseres Wohnzimmers dann offen stehen, damit das Nilpferd sich nicht ausgeschlossen fühlt, und sein fröhliches Grunzen tönt aus dem Badezimmer zu uns herüber. Meistens gesteht mir dann meine Frau, dass sie in der Vorratskammer noch einen zusätzlichen Gast versteckt hält, den man mir erst zeigt, wenn meine Nerven durch eine Mahlzeit gestärkt sind: schüchterne, unrasierte Männer nehmen dann Hände reibend am Tisch Platz, Frauen drücken sich zwischen unsere Kinder auf die Sitzbank, Milch wird für schreiende Babies erhitzt. Auf diese Weise lerne ich dann auch Tiere kennen, die mir ungeläufig waren: Möwen, Füchse und Schweine, nur einmal war es ein kleines Dromedar.

„Ist es nicht süß?“ fragte meine Frau, und ich sagte notgedrungen, ja, es sei süß und beobachtete beunruhigt das unermüdliche Mampfen dieses pantoffelfarbenen Tieres, das uns aus schiefergrauen Augen anblickte. Zum Glück blieb das Dromedar nur eine Woche, und meine Geschäfte gingen gut: die Qualität meiner Ware, meine herabgesetzten Preise hatten sich rundgesprochen, und ich konnte hin und wieder sogar Schürsenkel verkaufen und Bürsten, Artikel, die sonst nicht sehr gefragt sind. So erlebten wir eine gewisse Scheinblüte, und meine Frau – in völliger Verkennung der ökonomischen Fakten – brachte einen Spruch auf, der mich beunruhigte: „Wir sind auf dem aufsteigenden Ast“. Ich jedoch sah unsere Seifenvorräte schwinden, die Rasierklingen abnehmen, und ich nicht einmal der Vorrat an Bürsten und Stopfwohle war mehr erheblich.

Gerade zu diesem Zeitpunkt, wo eine seelische Stärkung mir wohlgetan hätte machte sich eines Abends, während wir friedlich beisammensaßen, eine Erschütterung unseres Hauses bemerkbar, die der eines mittleren Erdbebens glich: die Bilder wackelten, der Tisch bebte und ein Kranz gebratener Blutwurst rollte von

meinem Teller. Ich wollte aufspringen, mich nach der Ursache umsehen, als ich unterdrücktes Lachen auf den Mienen der Kinder bemerkte. „Was geht hier vor sich?“ schrie ich, und zum ersten Mal in meinem abwechslungsreichen Leben war ich wirklich außer Fassung. „Walter“, sagte meine Frau leise und legte die Gabel hin, „es ist ja nur Wollo“. Sie begann zu weinen, und gegen ihre Tränen bin ich machtlos; denn sie hat mir sieben Kinder geschenkt. „Wer ist Wollo?“ fragte ich müde, und in diesem Augenblick wurde das Haus wieder durch ein Beben erschüttert. „Wollo“, sagte meine jüngste Tochter, „ist der Elefant, den wir jetzt im Keller haben“. Ich muss gestehen, dass ich verwirrt war, und man wird meine Verwirrung verstehen. Das große Tier, das wir beherbergt hatten, war das Dromedar gewesen, und ich fand einen Elefanten zu groß für unsere Wohnung, denn wir sind der Segnungen des sozialen Wohnungsbaus noch nicht teilhaftig geworden. Meine Frau und meine Kinder, nicht im Geringsten so verwirrt wie ich, geben Auskunft: von einem bankrotten Zirkusunternehmen war das Tier bei uns sichergestellt worden. Die Rutsche hinunter, auf der wir sonst unsere Kohlen befördern, war es mühelos in den Keller gelangt. „Es rollte sich zusammen wie eine Kugel“, sagte mein ältester Sohn, „wirklich ein intelligentes Tier“. Ich zweifelte nicht daran, fand mich mit Wollos Anwesenheit ab und wurde im Triumph in den Keller geleitet. Das Tier war nicht übermäßig groß, wackelte mit den Ohren und schien sich bei uns wohl zu fühlen, zumal ein Ballen Heu zu seiner Vergnügung stand. „Ist er nicht süß?“ fragte meine Frau, aber ich weigerte mich, das zu bejahen. Süß schien mir nicht die passende Vokabel zu sein. Überhaupt war die Familie offenbar enttäuscht über den geringen Grad meiner Begeisterung, und meine Frau sagte, als wir den Keller verließen: „Du bist gemein, willst du denn, dass er unter den Hammer kommt?“ „Was heißt hier Hammer“, sagte ich, „und was heißt gemein, es ist übrigens strafbar, Teile einer Konkursmasse zu verbergen.“ „Das ist mir gleich“, sagte meine Frau, „dem Tier darf nichts geschehen.“

Mitten in der Nacht weckte uns der Zirkusbesitzer, ein schüchterner, dunkelhaariger Mann, und fragte, ob wir nicht noch Platz für ein Tier hätten. „Es ist meine ganze Habe, mein letzter Besitz. Nur für eine Nacht. Wie geht es übrigens dem Elefanten?“ „Gut“, sagte meine Frau, „nur seine Verdauung macht mir Kummer.“ „Das gibt sich“, sagte der Zirkusbesitzer. „Es ist nur die Umstellung. Die Tiere sind so sensibel. Wie ist es – nehmen Sie die Katze noch – für eine Nacht?“ Er sah mich an, und meine Frau stieß mich in die Seite und sagte: „Sei doch nicht so hart“. „Hart“, sagte ich, „nein, hart will ich nicht sein. Meinetwegen leg’ die Katze in die Küche.“ „Ich hab’ sie draußen im Wagen“, sagte der Mann.

Ich überließ die Unterbringung der Katze meiner Frau und kroch ins Bett zurück. Meine Frau sah ein wenig blass aus, als sie ins Bett kam, und ich hatte den Eindruck, sie zitterte ein wenig. „Ist dir kalt?“ fragte ich. „Ja“, sagte sie, „mich fröstelt’s so komisch.“ „Das ist nur die Müdigkeit.“ „Vielleicht ja“, sagt meine Frau, aber sie sah mich dabei so merkwürdig an. Wir schliefen ruhig, nur sah ich im Traum immer den merkwürdigen Blick meiner Frau auf mich gerichtet, und unter einem seltsamen Zwang erwachte ich früher als gewöhnlich. Ich beschloss, mich einmal zu rasieren. Unter unserem Küchentisch lag ein mittelgroßer Löwe; er schlief ganz ruhig, nur sein Schwanz bewegte sich ein wenig, und es verursachte ein Geräusch,

wie wenn jemand mit einem sehr leichten Ball spielt. Ich seifte mich vorsichtig ein und versuchte, keine Geräusche zu machen, aber als ich mein Gesicht nach rechts drehte, um meine linke Wange zu rasieren, sah ich, dass der Löwe die Augen offen hielt und mir zublickte. „Sie sehen tatsächlich wie Katzen aus“, dachte Ich. Was der Löwe dachte, ist mir unbekannt: er beobachtete mich weiter, und ich rasierte mich, ohne mich zu schneiden, muss aber hinzufügen, dass es ein merkwürdiges Gefühl ist, sich in Gegenwart eines Löwen zu rasieren. Meine Erfahrungen im Umgang mit Raubtieren waren minimal, und ich beschränkte mich darauf, den Löwen scharf anzublicken, trocknete mich ab und ging ins Schlafzimmer zurück. Meine Frau war schon wach, sie wollte gerade etwas sagen, aber ich schnitt ihr das Wort ab und rief: „Wozu da noch sprechen!“ Meine Frau fing an zu weinen, und ich legte meine Hand auf ihren Kopf und sagte: „Es ist immerhin ungewöhnlich, das wirst du zugeben.“ „Was ist ungewöhnlich?“ sagte meine Frau, und darauf wusste ich keine Antwort. Inzwischen waren Kaninchen erwacht, die Kinder lärmten im Badezimmer, das Nilpferd – es hieß Gottlieb – trompetete schon. Bello räkelte sich, nur die Schildkröte schlief noch – sie schläft übrigens fast immer. Ich ließ die Kaninchen in die Küche, wo ihre Futterkiste unter dem Schrank steht: die Kaninchen beschnupperten den Löwen, der Löwe die Kaninchen, und meine Kinder – unbefangen und den Umgang mit Tieren gewöhnt, wie sie sind – waren längst auch in die Küche gekommen. Mir schien fast, als lächle der Löwe; mein drittjüngster Sohn hatte sofort einen Namen für ihn: Bombilus. Dabei blieb es. Einige Tage später wurden Elefant und Löwe abgeholt. Ich muss gestehen, dass ich den Elefanten ohne Bedauern schwinden sah, ich fand ihn albern, während der ruhige, freundliche Ernst des Löwen mein Herz gewonnen hatte, so dass Bombilus' Weggang mich schmerzte. Ich hatte mich so an ihn gewöhnt; er war eigentlich das erste Tier, das meine volle Sympathie genoss.

WORTERKLÄRUNGEN

unberechenbar	etwas oder jmd., dessen Handlungen man nicht vorhersehen kann
das Fell kraulen	mit den Fingern die behaarte Haut eines Tieres streicheln
Floskel, f	stets gleichbleibender Satz
zutraglich	geeignet für etwas
knabbern	etwas in kleinen Stücken essen
gähnen	(vor Müdigkeit) den Mund weit öffnen und dabei tief atmen

meine Gehälter sind gepfändet	was ich verdiene, bekommen sofort die Leute, denen ich Geld schulde
taumeln	unsicher hin und her schwanken
mampfen	mit vollem Munde essen
wir sind auf dem aufsteigen- den Ast	es geht uns zunehmend besser
außer Fassung sein	seine innere Ruhe verloren haben
sich räckeln	mit Vergnügen seine Glieder ausstrecken

AUFGABEN ZUM TEXT

1. *Der einleitende Teil der Erzählung beginnt ganz ruhig und idyllisch und wird dann immer dramatischer. Nennen Sie die einzelnen Abschnitte dieser Einleitung bis zu ihrem abschließenden Höhepunkt, der Finanzkatastrophe.*
2. *Die Zwischenepisode mit dem Elefanten:
Worin besteht die Meinungsverschiedenheit des Ehepaares?*
3. *Was überrascht uns an der Reaktion des Ich-Erzählers auf die Anwesenheit eines Löwen?*
4. *Erklären Sie die folgendenzusammengesetzten Wörter aus ihren Bestandteilen.*

Beispiele: a) Schildkröte b) Badewanne

Erläuterung: a) ein Kriechtier, ähnlich einer Kröte, dessen Rücken durch eine harte Platte, ähnlich einem Schild, geschützt wird;
b) eine Wanne, die zum Baden dient

herrenlos, Abendgebet, Rasierklinge, Stopfwohle, Zeitgenosse, Kaufvertrag, Aussteuerversicherung, Staatsexamen, Schlamm bildung, sorgenbeladen, Vorort, Vorratskammer, notgedrungen, Scheinblüte, Erdbeben, Augenblick, merkwürdig, Küchentisch, Futterkiste

5. *Bestimmen Sie die Diskussionsfragen zum Text.
Diskutieren Sie darüber mit Ihren Studienfreunden..*
6. *Arbeiten Sie in einer Gruppe. Stellen Sie den Plan des Textes zusammen.
Erzählen Sie bitte den Text nach.*

TEXT 7

DER SIEGER

Vielleicht hatte er erwartet, als er uns jetzt herausfordernd der Reihe nach anblickte, dass wir über seine Niederlage in lauten Jubel ausbrechen würden? – aber wir taten ihm den Gefallen nicht; wir hatten uns alle gut in der Gewalt, denn es war gefährlich, ihn zu reizen.

Wir mochten ihn nicht, diesen Kraftprotz, der, wenn er einmal den Mund aufmachte, was höchst selten geschah, von nichts anderem sprach als von seinen Kräften, vom Expanderziehen, Gewichtheben, Ringen und Boxen. Diese Niederlage hatte er verdient, und es gab wohl keinen unter uns, der sie ihm nicht von Herzen gönnte. Es herrschte eine Art Spannung, der jeder spürte, und die doch jeder zu ignorieren versuchte, und von der man nicht wusste, wie sie sich lösen würde; aber es war klar, dass dies hier nur der Anfang war, dazu kannten wir ihn genau. Wir hatten vor allem etwas Angst um Bert, der so unbeschwert glücklich war, weil er den Fünfkampf gewonnen hatte und an nichts anderes mehr denken konnte. Erst als Dr. Brenner vom unteren Ende des Platzes heraufkam (er hatte sich von dem letzten, entscheidenden Wurf Berts persönlich überzeugt), wirkten alle ein bisschen gelöster.

„Großartig“, sagte er, „Riedel, das haben Sie großartig gemacht“, und er schüttelte Bert die Hand. Dann gingen wir alle hin und schüttelten ihm die Hand, klopfen ihm auf die Schulter und sagten „prima“ oder „fabelhaft hast du das hingekriegt, alter Junge“, wie man das so sagt mit siebzehn, achtzehn. „Dannwitz“, sagte Dr. Brenner, „gehen Sie hin und gratulieren Sie ihm!“ Dannwitz blieb stehen und rührte sich nicht, den kräftigen, muskulösen Oberkörper nach vorn geneigt, mit unruhig hin und her pendelnden Armen stand er da und rührte sich nicht, tat keinen Schritt, und als Bert von sich aus auf ihn zuing, drehte er sich um, zeigte sein breites Kreuz und zog sich umständlich die Trainingsjacke über den Kopf. Vielleicht hatte der Lehrer es nicht bemerkt; er tat jedenfalls so, zog den Notizblock hervor und rechnete die Punkte noch einmal zusammen. Außerdem hatte er es eilig, er musste die Siegerurkunden ausschreiben, denn heute Abend war Schulfest, und da sollten sie verteilt werden.

Wir hatten geduscht und fühlten uns wunderbar erfrischt und dachten im Augenblick an nichts anderes mehr als an den kommenden Abend. Wir gingen über den sonnenbeschienenen Platz, hatten die Trainingsblusen über dem Arm, und Bert ging in der Mitte, zwischen Bruno und mir.

„Wie hast du das gemacht?“ fragte Bruno.

„Es war Technik“, sagte Bert, „ich habe viel geübt, und vor allem habe ich mir genau angesehen, wie es die Diskus- und Speerwerfer machen. Jeder von euch kann das ebensogut“.

„Na, ja“, sagt Bruno, „und Dannwitz, hast du den gesehen?“

„Er ist viel stärker als ich“, sagt Bert, „aber er macht es eben nur mit der rohen Kraft, wenn der noch die richtige Technik beherrschte, wäre er nicht zu schlagen!“ Die Straßen waren kühl und mittagsleer, aber wir gingen am Rande der Stadt entlang zum Fluss hinunter, den Weg, der von Büschen und einem hüfthohen Zaun umsäumt

war und über den Ameisen und blitzende kleine Käfer liefen. Wir hatten es gar nicht bemerkt, dass er uns gefolgt war, denn wir sprachen über den Abend und über das Fest und über das Mädchen, das jeder von uns eingeladen hatte. Mit einem Mal war er plötzlich da. Sein Schatten lag breit und gefährlich vor unseren Füßen. Wir standen wie auf Kommando still. Sein Atem ging keuchend, und wir frohen, als wir ihm ins Gesicht sahen. Der Weg lief hier in eine Wiese hinein, durch die ein kleines Gewässer plätschernd zum Fluss hinunterglitt. Eine Ziege lag in der Wiese, starr, wie ein weißer Fleck. Bert hatte gerade gesagt: „Sie hat mir versprochen, dass sie kommt“.

Dannwitz' Adamsapfel ging auf und nieder; sein Gesicht war schweißnass, und die Haare hingen ihm wie Fransen in die Stirn. „Ihr seid doch drei“, sagte er kaum hörbar, „kommt, ihr seid doch drei...“ Niemand antwortete. Nach einer Weile sagte Bert: „Geht man, geht nach Hause, ich will nicht, dass ihr da hineingezogen werdet“. Er schob uns zur Seite und stellte sich mit hängenden Armen hin. „Nun, fang an“, sagte er flüsternd. „Ich wehre mich nicht einmal, ich weiß, dass es keinen Zweck hat, mich zu wehren, also, fang an...“ Die Glocken der Michaeliskirche läuteten plötzlich über den Mittag hin. Die Ziege erhob sich träge und kam langsam an den Weg heran. Dannwitz stand da, mit geballten Fäusten und einem flackernden Licht in den Augen, das aber langsam erlosch. Sein Unterkiefer fiel herab, was seinem Gesicht einen merkwürdig hilflosen Ausdruck verlieh, seine breiten Schultern sackten zusammen, die Fäuste lösten sich, und wahrhaftig, er weinte. Wir sahen es fassungslos. Und dann, so plötzlich, wie er gekommen war, drehte er sich auf dem Absatz herum und trabte davon mit schwankenden Schritten, wie ein großer, verwundeter Bär.

„Er hat geweint“, sagte ich zu Hause bei Tisch. „Nie hätten wir so etwas für möglich gehalten“.

„Seit wann ist er bei euch?“ fragte mein Vater.

„Ich glaube, seit anderthalb Jahren, aber wir mochten ihn nicht, von Anfang an mochten wir ihn nicht, ganz besonders nicht, als er anfang, seine Kräfte auszuspielen“.

„Womit hätte er auch sonst imponieren sollen?“

„Imponieren?“

„Na ja, was sonst“, sagte mein Vater. „Ihr seid doch eine Clique, nicht wahr, ihr kennt euch seit zehn und mehr Jahren. Er kam dazu, ein Fremder, einer, der neu war, ist es nicht so?“ Ich schwieg. Es war Abend, und der Abend war mild und weich. Sie hatten bunte Lampions aufgehängt, die Musiker waren schon da, und ich freute mich auf jeden und auf alles. Und da sah ich ihn stehen, er stand unter den Buchen, nicht vom Licht des Festplatzes getroffen, er stand da, wesenlos, wie ein Schatten, und ich erkannte nur die Konturen seines Gesichtes. Ich ging schweigend an ihm vorbei, aber mein Herz schlug mir im Halse. Hatte ich etwas Angst? Nein, Angst war es nicht, was mir die Kehle schnürt. Bert rief mich an. „Die Mädchen sind da“, sagte er. Die anderen kamen hinzu, der Kreis war geschlossen. Ich blickte verstohlen zu den dunklen Buchen hin. Ich ging fort und setzte mich an einen Tisch, über dem ein roter Mond baumelte. Ich stieß den Mond mit dem Finger an, und er schaukelte hin und her.

„Was ist?“ fragte Bert, und er setzte sich neben mich. Ich zuckte mit den Schultern. – „Er steht da“, sagte ich nach einer Weile und wies mit dem Kopf in die Richtung der Buchen.

„Du kannst seinen Schatten sehen, mehr nicht, er steht da, als ob er nicht zu uns gehört“. Wir schwiegen beide. Der Mond über uns schwang hin und her.

„Ich würde es versuchen“, sagte ich dann, „aber ich kann es nicht, deinetwegen“.

„Was willst du, dass ich tun soll?“

„Hör zu, Bert, wir haben ihm niemals eine Chance gegeben, niemals, ich glaube, das ist es!“

„Gut“, sagte Bert, und stand auf.

„Falls du es vergessen haben solltest!“ rief ich ihm nach, „er heißt Werner!“ Ich weiß nicht, was sie miteinander gesprochen haben, ich will es auch nicht wissen. Aber sie kamen zusammen zwischen den Bäumen hervor, lässig gingen sie nebeneinander, als sei es schon immer so gewesen, und ich dachte, wer von ihnen hat nun heute gewonnen. Der Mond über mir stand still. Ich gab ihm noch einen kräftigen Schubs. Als wir zu dritt den Festplatz erreichten, begann die Musik spielen.

WORTERKLÄRUNGEN

Jubel, m	große lebhaft geäußerte Freude
Kraftprotz, m	jmd., der sehr viel Kraft besitzt und damit prahlt
pendeln	hin und her schwingen
umsäumen	einfassen, umgeben
Fransen, pl	viele einzelne Fäden
Lampion, m	bunte Lampe aus Papier
lässig	ungezwungen

AUFGABEN ZUM TEXT

1. Beantworten Sie die Fragen zum Text.

1. Erklären Sie die Überschrift. Wer ist der Sieger?
2. Warum wird Werner Dannwitz von seinen Mitschülern abgelehnt?
3. Wie zeigt sich die negative Einstellung der „Clique“ gegenüber Dannwitz

- im sprachlichen Ausdruck?
4. Welche Stimmung herrscht zunächst auf dem Nachhauseweg?
 5. Was will Dannwitz auf dem Wiesenweg, und warum gibt er seine Absicht auf?
 6. Wie ist Dannwitz' Verhalten gegenüber seinen Mitschülern zu erklären?

2. *Diskutieren Sie über die unten gegebenen Fragen:*

- *Wem geben Sie Schuld an der gespannten Situation in der Gruppe?*
- *Untersuchen Sie anhand anderer Beispiele Ursachen und Lösungsmöglichkeiten für das Problem des Außenseiters.*

3. *Arbeiten Sie in einer Gruppe. Stellen Sie den Plan des Textes zusammen. Erzählen Sie bitte den Text nach.*

TEXT 8

WIE MAN STADTMÜDE BÜRGER WIEDER AN DIE STADT FESSELN KANN.

Mittags um 12 Uhr bot sich den Bewohnern der in der Münchener Innenstadt gelegenen Adalbertstraße bei einem Blick aus dem Fenster noch der gewohnte Anblick: dicht an dicht geparkte Autos der Anlieger, dazwischen drängte sich der lästige Durchgangsverkehr. 3 Stunden später war die Straße nicht wieder zu erkennen; grüne Inseln aus „Rollrasen“, gemütliche Sitzgruppen, farbenfrohe Blumenkübel und leuchtende Pflastermarkierungen hatten die Fahrbahn in eine schmucke „Wohnstraße“ verwandelt. Zweck des spektakulären Sandkastenspiels: Hausbewohner und Autofahrer sollten einen Tag lang eine neue Lebensform kennen lernen – das „Leben mit der Straße“.

Warum war eine solche Aktion überhaupt nötig? Der enorme Kfz-Zuwachs der letzten Jahre und das zunehmende Bedürfnis der Menschen nach einer freundlicheren Umwelt zählen zu den Hauptursachen dafür, dass immer mehr Familien der Stadt den Rücken kehren und sich eine Wohnung im Grünen suchen – allein in München sind es jährlich 10000. Um „draußen“ neue Straßen, Abwässerkanäle u.s.w. zu schaffen, muss die öffentliche Hand für jede abgewanderte Familie bis zu 8000 Mark aufwenden. Es gilt also, die stadtmüden Bürger wieder an die Stadt zu fesseln.

Die Niederlande geben ein Beispiel, wie die Städter sich die Straße vor ihrer Tür als „Wohnhof“ zurückholen. Aus Bonn fuhr deshalb der Bauminister mit Fachleuten ins Nachbarland, um zu erfahren, wie man aus von Auto beherrschten Stadtteilen wieder eine Gegend macht, in der die „Wohnfunktion die Verkehrsfunktion beherrscht“. In 175 niederländischen Gemeinden werden mittlerweile Stadtteile zu „Wohnhöfen“. Im „Wohnhof“ darf jegliches

Verkehrsmittel fahren, doch haben die Autos keine Fahrbahn mehr. Die Straße gehört über die ganze Breite allen – zum Fahren, Gehen, Spielen, Sitzen. Parkplätze gibt es, wo sie am wenigsten stören; sie werden deutlich mit der Pflasterung markiert. Blumenbeete, Bäume, Kurven, Schwellen und ähnliche „Behinderungen“ für Autofahrer veränderten den Charakter der Straße, so dass darin nur langsam und umsichtig gefahren werden kann. In manchen dieser holländischen Städte bedeutet der Umbau teils den Abbruch altersschwacher Häuser, teils die Restaurierung historischer Häuserzeilen. Die umgestaltete Straße mit ihren Neubauten soll ja der bisherigen ähneln. Man lässt sich Zeit. Weil niemand durch Amtsentscheidung zum Mitmachen gezwungen werden soll, dachten sich die Stadtväter neue Formen der Verhandlung mit den Bürgern aus. Ein Beamter sucht in einer Straße, die zum „Wohnhof“ umgestaltet werden soll, zunächst „Freunde“, die wieder mit Nachbarn sprechen. Kleine Gruppen von Nachbarn kommen dann zu Gesprächen von Nachbarn kommen dann zu Gesprächen in das Bauamt.

In langjährigen Auseinandersetzungen mit den Bürgern haben es die Leute aus diesen Ämtern gelernt, nicht nur über die „Butterseite“ eines Projektes zu reden. Sie nehmen kritische Fragen vorweg, indem sie gleich selbst die Nachteile nennen. Dazu gehören beim „Wohnhof“ meistens die höheren Baukosten, aber auch die Mopedfahrer, denn die entdecken auf dem neuen Pflaster ein ideales Übungsfeld für das Kurvenfahren. Freilich auch: alles, was einer Wohnstraße Vorteile bringt, kehrt sich in den umliegenden Straßen ins Gegenteil um – dort nimmt der Verkehr zwangsläufig zu, daher nützt die Umgestaltung einer einzigen Straße gar nichts; es müssen schon ganze Wohnviertel umgekrempelt werden. Und auch das funktioniert nur, wenn die umliegenden Hauptstraßen zusätzlich Verkehr verkraften können. Bleibt die Frage: Wohin mit den ausgesperrten Autos? Auch da gibt es einen Lösungsvorschlag: sie sollen unter die Erde gebracht werden – in kleinere Tiefgaragen, die unter den Innenhöfen der Häuserblocks liegen sollen.

Alle diese Fragen werden in den Gesprächen der Baubeamten mit den Bürgern so lange erörtert, bis man sich auf ein Konzept geeinigt hat. Erst danach gesellen sich die Architekten und Fachleute der Behörden hinzu, um den Bauplan zu erstellen. Während des Umbaus ziehen die Bewohner in Wechselwohnungen um. Anschließend kehren sie in die alte Nachbarschaft zurück, deren neues Gesicht ihnen wieder Freude am Leben in der Stadt gewähren soll.

WORTERKLÄRUNGEN

Rollrasen, m	aufgerollte Grasstücke, die man flach ausbreiten kann
Kübel, m	größerer runder Behälter
spektakulär	großes Aufsehen erregend
öffentliche Hand	Staat oder Gemeindeverwaltung

AUFGABEN ZUM TEXT

1. *Unterstreichen Sie jene Textstellen, auf die sich die folgenden Fragen beziehen:*

1. Wie sah die Adalbertstraße als „Wohnstraße“ aus?
2. Warum hat man sie verwandelt?
3. Warum ziehen die Städter in die Vororte?
4. Was ist typisch für einen „Wohnhof“?
5. Wie gehen die Behörden vor, um Stadtteile in Wohnhöfe zu verwandeln?

2. *Was bedeuten die folgenden Wörter? Geben Sie eine Erläuterung oder ein Synonym, oder verwenden Sie das jeweilige Wort in einem Satz, aus dem sich seine Bedeutung ergibt.*

Beispiel: Innenstadt

Erläuterung: das Zentrum einer Stadt

Synonym: City

Satz: Immer mehr ziehen Leute aus der Innenstadt mit ihren Geschäftsvierteln weg in die Vororte.

Anlieger, Durchgangsverkehr, Sitzgruppe, Blumenkübel, Pflastermarkierung, Sandkastenspiel, Kfz-Zuwachs, Abwasserkanal, Amtsentscheidung, Schwelle, Abbruch, Häuserzeile, Wohnfunktion, Wechselwohnung

3. *Nehmen wir an, Sie haben die verwandelte Adalbertstraße gesehen: Schreiben Sie Ihre Meinung über die Idee „Wohnstraße“ als Leserbrief an die „Süddeutsche Zeitung“ in München. Mögliche Punkte Ihres Briefes:*

- ❖ *Was haben Sie gesehen?*
- ❖ *Was halten Sie vom Nutzen dieses Experiments?*
- ❖ *Was sollte besser, anders gemacht werden?*
- ❖ *Wie gefiel es Ihnen?*
- ❖ *Ob man viele Straßen in Wohnstraßen verwandeln sollte?*

4. *Ist der Plan, „stadtmüde Bürger wieder an die Stadt zu fesseln“, auch aus der Sicht des Bürgers zu begrüßen?*

5. *Improvisieren Sie eine Szene „Nachbarn sprechen mit Amtsrat Müller vom Bauamt“. Amtsrat Müller erläutert seinen Wohnhofplan, es gibt Nachbarn, die zustimmen, die dagegen sind, die Bedenken haben, die Alternativen vorschlagen.*

TEXT 9

DIE LIEGEWIESE DES HERRN CLAUDIUS

Matthias Claudius, auch der „Wandsbecker Bote“ genannt, deutscher Dichter, wurde 1740 geboren und starb 1815. Er ist demnach kein Zeitgenosse, und niemand kann daher sagen, M. Claudius wolle in unsere heutige Gesellschaftsordnung hineinreden. Dieser Dichter also schrieb Folgendes in seinem „Wandsbecker Boten“:

„Ein jeder Mensch hat das Recht, wenn er allein auf einem Rasen liegt, die Beine auszustrecken und hinzulegen, wo und so breit er will. Will er aber, damit ihn bei Nacht der Wolf nicht störe oder um anderer Vorteile willen, als ist in Gesellschaft, liegen, so hat er nach wie vor das Recht, die Beine auszustrecken und hinzulegen, wo und so breit er will. Aber die anderen haben das Recht auch! Und weil nun auf dem Rasen für alle Beine nicht Platz ist, so muss er sich zu einer anderen Lage bequemen. Und das Geheimnis und die Güte der Ordnung dieser Gesellschaft besteht darin: dass für alle Beine gesorgt werde und einige nicht zu eng und krumm und andere zu weit und gerade liegen.“

Diese Worte sind zwar sehr alt, doch die von ihnen ausgedrückte Weisheit gilt heute noch genauso wie früher. Weil wir nicht allein auf der Welt sind, können wir nicht so frei leben, wie wir wollen. Solange Robinson auf seiner Insel allein hauste, blieb es ihm überlassen, wie er seinen Tageslauf und seine Arbeit einrichtete. Sobald aber Freitag zu ihm auf die Insel kam, waren Bedürfnisse und Wünsche von zwei Menschen zu berücksichtigen. Sie mussten sich einigen, wenn Zusammenarbeit zum gemeinsamen Leben und Überleben ermöglicht werden sollte. Wir leben nicht wie Robinson und Freitag allein auf weltfernen Inseln, sondern mitten in einer großen menschlichen Gesellschaft. Die Wünsche und Bedürfnisse, die Freiheiten und Rechte vieler Menschen müssen hier aufeinander abgestimmt werden, wenn jeder einen möglichst großen Teil seiner Freiheiten bewahren, seiner Rechte genießen, seiner Wünsche erfüllen und seiner Bedürfnisse befriedigen will. Anstelle der Liegewiese, von der M. Claudius sprach, müssen wir das Leben in unserer heutigen Gesellschaft allerdings mit dem Betrieb auf dem Sandstrand eines Modebades an hochsommerlichen Tagen vergleichen.

Da ist das Gewimmel der Beine, die Platz suchen, so groß, dass eine Ordnung geschaffen werden muss. Das haben Menschen auch immer eingesehen, und sie haben deshalb Einrichtungen geschaffen, die denn auf einem bestimmten Gebiet zusammenlebenden Menschen diese Ordnung sichern sollten. Diese Einrichtungen nennen wir Staaten.

„Staat“ ist also einmal die Bezeichnung für einen bestimmten Raum und die Menschen, die in ihm leben. Zum anderen aber bezeichnet das Wort Staat auch Regierung und Verwaltung, die für Ordnung in diesem Gebiet sorgen sollen. Eine solche Ordnungsaufgabe wäre leicht zu erfüllen, wenn alle Staatsbürger nicht nur einsichtig wären und sich willig der nötigen Ordnung zum Wohle aller beugten, sondern wenn darüber hinaus auch noch alle Staatsbürger dieselben Ordnungen für begrüßenswert hielten. Das ist aber nicht der Fall, und die Ursache dafür liegt nicht nur darin, dass Millionen von Menschen nicht alle gleich vernünftig sind. Die

Hauptschwierigkeit liegt vielmehr darin, dass die Interessen dieser vielen Leuten sehr oft gegensätzlich sind.

Der leidenschaftliche Bücherwurm wird größten Wert darauf legen, dass es in seiner Gemeinde eine möglichst gute Bücherei gibt. Der einstige Sportler wird sagen, die Hauptsache sei zunächst einmal ein Sportstadion, dann ein Schwimmbad, dann... Der Bauer wird den Feldwegebau für vordringlich halten, der Hotelbesitzer ist mehr an möglichst weitläufigen und schönen Parkanlagen interessiert. Der Fabrikbesitzer möchte das Geschehen in seiner Firma alleine lenken, die Arbeiter möchten gerne dabei mitbestimmen. Je nach beruflicher Stellung, persönlicher Neigung, politischer Überzeugung, Alter, Geschlecht und manchen anderen Unterschieden unterscheidet sich das, was die einzelnen Staatsbürger für besonders wichtig halten.

Da es nun aber unmöglich ist, es allen Menschen zugleich recht zu machen, muss der Staat die Möglichkeit haben, unter Beachtung der Grundrechte aller Bürger Entscheidungen zu treffen. Und es muss ihm auch möglich sein, die nach Abwägung gegensätzlicher Interessen getroffenen Entscheidungen gegen den Willen von Andersdenkenden durchzusetzen. Dazu braucht er Macht und Demokratie schließen also einander nicht etwas aus; vielmehr ist auch ein demokratischer Staat nicht ohne Macht denkbar. Wichtig ist nur, dass die staatliche Macht nicht unumschränkt ist. Sie muss kontrolliert, ihr Missbrauch muss verhindert werden. Diese Aufgabe ist der Wachsamkeit des Staatsbürgers gestellt.

WORTERKLÄRUNGEN

Matthias Claudius	bekannt als liebenswürdiger Dichter, der als Herausgeber einer Lokalzeitung („Wandsbecker Bote“) seiner bäuerlichen Leserschaft lehrreiche Erzählungen und Gedichte vorlegte
Liegewiese, f	eine Grasfläche, auf der Leute gerne liegen
hausen	in einfachsten Verhältnissen wohnen
Gewimmel, n	ein Durcheinander von zahlreichen Personen (oder Tieren)
einsichtig	vernünftig, verständnisvoll
gegensätzlich	ganz verschieden (das eine ist das Gegenteil vom anderen)
leidenschaftlich	begeistert, fanatisch
vordringlich	sehr wichtig, besonders dringend

Abwägung, f
unumschränkt

Vergleich und genaue Prüfung
ohne Grenze, ohne Behinderung

Wachsamkeit, f

scharfe Beobachtung, große
Aufmerksamkeit

AUFGABEN ZUM TEXT

1. Beantworten Sie die Fragen zum Text.

1. An wen richtet sich dieser Text?
2. In welcher Richtung will der Autor den Leser beeinflussen?
3. Welche Argumentationsschritte verwendet er dafür?
4. Warum muss heute statt einer Liegewiese ein belebter Badestrand als Vergleich für das Zusammenleben in der Gesellschaft gewählt werden?
5. Wie erklärt man den Begriff „Staat“?
6. Warum ist es für die Staatsgewalt schwierig, ihre Ordnungsaufgabe zu erfüllen?
7. Welche Rechte spricht der Autor dem Staat zu?
8. Was sagt er zum Thema Demokratie und Staatsgewalt?

2. Ersetzen Sie die schräg gedruckten Ausdrücke durch ein Modalverb.

Muster: Niemand *hat die Möglichkeit* zu sagen, Matthias Claudius *habe die Absicht*, sich in unsere Gesellschaftsordnung einzumischen.

Lösung: Niemand kann sagen, Matthias Claudius wolle sich in unsere Gesellschaftsordnung einmischen.

1. Wer allein auf einer Wiese liegt, *hat das Recht*, die Beine auszustrecken, wie *es ihm gefällt*.
2. *Hat* er aber *Absicht*, sich mit anderen zusammen hinzulegen, dann *kommt er nicht darum herum*, auf die Rücksicht zu nehmen.
3. Weil wir nicht allein hier leben, *haben* wir nicht *die Möglichkeit*, ganz frei zu leben, wie *es uns passt*.
4. Als Freitag auf die Insel gekommen war, *war es* Robinson *nicht mehr erlaubt* zu tun, was *ihm beliebte*.
5. Die Gesetze des Staates sagen uns, was *unsere Pflichten sind* und was *uns verboten ist*.
6. Daneben gibt es gesellschaftliche Sitten; auch diese vermitteln uns, was *von uns erwartet wird*, z.B. die Essgewohnheiten.
7. Natürlich *brauchen* wir nicht mit Messer und Gabel zu essen, aber die meisten Menschen in unserer Gesellschaft tun es.
8. Es wurden staatliche Einrichtungen geschaffen, welche *die Aufgaben hatten*, die Ordnung zu garantieren.

9. Die Arbeiter *hätten* gerne mehr Lohn.
10. Leider *ist es unmöglich*, es allen Menschen recht zu machen.
3. *Unterstreichen Sie die Stichwörter im jedem Absatz. Vergleichen Sie sie mit den Ihres Studienfreundes. Ob sie zusammentreffen? Stellen Sie aneinander Fragen zum Text.*
4. *Arbeiten Sie in einer Gruppe. Stellen Sie den Plan des Textes zusammen. Erzählen Sie bitte den Text nach.*

TEXT 10

VOM SCHLAFZIMMER ZUR LIEGELANDSCHAFT

Als wir unser Schlafzimmer kauften, gab es noch keine Verführprospekte. Wir schliefen gut in unseren neuen Betten. Aber jetzt ist alles anders. Zwischen damals und heute – so lesen wir in den Werbetexten der Bettenindustrie – hat die neue Wohnmode „ihren Siegeszug durch unsere Schlafzimmer angetreten und auch das Bett in Sturm erobert“. Seit dem ist das Bett kein Bett mehr, sondern ein Schmuckstück“, das verständlicherweise „zum Schlafen eigentlich zu schade ist“. Die Bettenmacher wünschen ihren Kunden einen „stimmungsvollen Schlafraum zum Entspannen“ und im Appartement das „Wohnschlafen in vollendeter Harmonie. Dank „anspruchsvoller Schlafraumkultur“ können die Heutigen „schlafen wie Gott in Frankreich“, wozu ein „Bett mit hervorragendem, körpergerechtem Liegekomport“ gehört. Heutzutage gibt es „optimalen Schlafkomfort für alle, die das Repräsentative lieben“. Wer sich heute für eine „mustergültige Schlafraumlösung“ entscheidet, erwirbt mit Sicherheit ein „traumhaftes Schlafzimmer“, in dem „Träume wahr werden“. Solch eine „Trauminsel“ mit „wohltuender Liegebequemlichkeit“ beschert ein „rund um die Uhr traumhaftes Erlebnis“.

Unser schlichtes zweckmäßiges Schlafzimmer ist heute großspurig eine „Liegelandschaft“, ja eine vollständige „Schlafanlage“ nach dem Vorbild von Park und Gartenanlagen. Dies alles verdanken die Heutigen einem „Schlafraumprogramm“ im „Stil der neuen Wohnlichkeit“. Für den „schlafverwöhnten“ Kunden, „stilvoll kultiviert“ zu leben pflegt, soll das Schlafzimmer so wohnlich sein, „dass nämlich „zum Vielzweckraum gemausert“, sagen die Prospektmacher. Der kulturbewusste Kunde entscheidet sich „im Trend der Mode“ für ein „Luxuspolsterbett“ mit einem „traumhaften Blütenparadies“ auf den Kissen- und Deckenüberzügen und mit „schmeichelweichen und hautfreundlichen Betttüchern“. „Dank bandscheibenfreundlicher Gesundheitsmatratze“, „barfußweicher Bettumrandung“ und „künstlerischen Bettwäscheideen“ erlebt er ein „sympathisches Schlafvergnügen“ oder gar „das aufregendste Nachtleben zu Hause“. So wird aus dem schlichten Bett von anno dazumal ein Kulturgegenstand allerersten Ranges geschaffen. Ein völlig neues Schlafgefühl soll sich einstellen: man schläft in Schönheit und Kultur. Solch herrliche Dinge und Imponierwörter kannte und nannte

uns keiner, als wir unser Schlafzimmer erstanden. Es war uns damals peinlich genug einzugestehen, dass wir lediglich gut schlafen wollten; abgesehen von diesem Schlafbewusstsein hatten wir keine hohen Geltungsbedürfnisse. Jetzt liegen wir da und haben keine Ruhe mehr. Wir schlafen zwar noch in unseren alten Betten – aber nur aus Trotz.

WORTERKLÄRUNGEN

Wohnschlafen, n	Verwendung eines Ein-Zimmer-Appartements (= teure Wohnung) zum Wohnen und Schlafen
sich mausern	(ugs.) sich zu etwas Besserem entwickeln
Trend, m	Richtung einer Entwicklung, Tendenz
Polster, n	dicker, weicher Belag von Liege- oder Sitzmöbeln
sich kuscheln	sich schmiegen, sich sanft legen und sich wohl fühlen
schmeicheln	<i>hier:</i> sanft berühren
Bandscheibe, n	elastische knorpelige Scheibe, die zwischen zwei Wirbeln der Wirbelsäule liegt
anno dazumal	von langer Zeit
Geltungsbedürfnis, n	der Wunsch nach Ansehen, Anerkennung

AUFGABEN ZUM TEXT

- 1. Dieser Text ist kein nüchterner Sachbericht, sondern eine sogenannte Glosse; das ist ein spöttischer, ironischer Kommentar, im Feuilleton einer Zeitung. Was wird hier ironisch beleuchtet?*
- 2. Die Überschrift enthält zwei Aspekte: den Wandel in den Verkaufsmethoden und den Wandel in der Schlafzimmeregestaltung. Untersuchen Sie beide Formen der Veränderung.*
- 3. Der Autor schläft nicht mehr ruhig. Inwiefern ist das die Methoden der Werbung zurückzuführen?*

4. *“Wir schlafen zwar noch in unseren alten Betten – aber nur aus Trotz“.*
Was meint der Autor damit? Trotz wogegen?
5. *Der Text enthält eine Reihe von Wortbildungen, die typisch für die Werbesprache sind. Erklären Sie die folgenden Wortzusammensetzungen aus ihren Teilen.*

Beispiel: Verführprospekte

Lösung: Prospekte, die den Kunden zum Kauf verführen wollen.

Siegeszug, Schlafräumkultur, Liegekomfort, Trauminsel, Liegellandschaft, Schlafanlage, Vielzweckraum, kulturbewusst, Gesundheitsmatratze, hautfreundlich, Bettwäscheidee, Schlafvergnügen Luxuspolster

6. *Ergänzen Sie die fehlenden Wörter.*

1. Unserem neuen Chef gefällt die bisherige Arbeitsweise nicht. Er will alles _____ machen.
2. Dieses Hemd passt mir nicht mehr, aber _____ Wegwerfen ist es eigentlich zu _____ .
3. Dank _____ Fortschritt der modernen Medizin sind die meisten Krankheiten fast immer heilbar.
4. Direktor Flamm erwarb eine Villa, _____ ein Park und ein Swimming-pool gehören.
5. _____ einer „mangelhaft“ in Englisch ist Richard versetzt worden.
6. Die Bundesrepublik Deutschland _____ ihren wirtschaftlichen Aufschwung _____ freien Marktwirtschaft.

7. *Arbeiten Sie in einer Gruppe. Besprechen Sie die unten gegebenen Fragen.*

- Sollte man die „Verführprospekte“ nicht verbieten?
- Worauf würden Sie bei der Einrichtung einer Wohnung Wert legen?
- Soll man auch bei seinen Möbeln der Mode folgen und sie von Zeit zu Zeit durch moderne ersetzen?
- Welche geheimen Wünsche werden durch die Reklameversprechungen angesprochen?

TEXT 11

PROBLEME DER ERZIEHUNG

Wenn Väter ihre Kinder einfach gewähren und laufen lassen, wie sie wollen, wenn Söhne ihre Eltern weder scheuen noch sich um ihre Worte kümmern...wenn Lehrer vor ihren Schülern zittern, statt sie sicher einen geraden Weg zu führen... wenn es so weit ist, dass sich die Älteren unter die Jungen stellen und ihre Alternheiten und Ungehörigkeiten übersehen oder gar daran teilnehmen, damit sie ja nicht

den Anschein erwecken, als seien sie auf Autorität versessen...wenn auf diese Weise die Seele und die Widerstandskraft der Jungen allmählich mürbe werden, wenn sie aufsässig werden und nicht mehr ertragen, dass man ein klein wenig Unterordnung von ihnen verlangt...wenn sie am Ende dann auch die Gesetze verachten. Dann ist das der schöne und jugendfrohe Anfang der Tyrannis.

Platon, gestorben 347 v. Chr.

Wer ehrlich ist, gibt zu: Seit geraumer Zeit vollzieht sich in den Industrienationen ein Prozess, den man mit einem Vorgang aus der Geographie vergleichen möchte: Wie kontinentale Erdschollen driften ältere Erziehungsgenerationen auf der einen Seite und Teile der nachwachsenden jüngeren Generationen auf der anderen auseinander. Die Übertragung der Lebenserfahrung von den Älteren zu den Jüngeren – und nichts anderes meint das Wort Erziehung – ist empfindlich gestört. Das haben nicht die Kinder, nicht Jugendliche verursacht, sondern eindeutig jene Pädagogen, die die Jugend bewusst allein ließen, den Verzicht auf Erziehung förmlich einkalkulierten.

Diese neue „emanzipatorische“ Erziehungslehre, vorgetragen etwa von Herbert Marcuse und seinem Kreis in Frankfurt, predigte Freiheit. Gemeint war Freiheit einer sehr primitiven Form: nämlich als Abschaffung oder Ausschaltung möglichs jeder über die biologische Existenzsicherung hinausgehenden Einflussnahme der „etablierten“ Erziehungskräfte, d.h. der Eltern, Lehrer, Kirchen. Die neuen Lernziele, die man der Jugend aufgab, hießen „Befähigung zum qualifizierten Ungehorsam“, zur „großen Verweigerung“, zum Konflikt um seiner selbst willen. Nach einem Jahrzehnt sehen wir klar, wohin die Pädagogik des Laufenlassens mitsamt dem aggressiven Feindbild von der Familie, das sie der Jugend vermittelte, geführt hat. Die Notwendigkeit zur Disziplin wird in Frage gestellt, positive Vorbilder werden vernichtet, Staat und Kirche verächtlich gemacht, Ehe, Treue und Keuschheit als „fossile Lebensformen“ verspottet. Statt dessen wird das schrankenlose Ausleben der Triebe bis hin zur „Gewalt gegen Sachen“ als fortschrittlich hingestellt. Aber was haben wir durch dieses ganze Blendwerk der antiautoritären Erziehungspropaganda gewonnen?

Diese ganze Bewegung hat sich als ein einziges Verlustgeschäft herausgestellt. Die Zerstörung der vertrauten Ordnung und der Abbau der bewährten Lebensstützen schufen eben nicht automatisch mehr Schönheit, mehr Freude im Leben der Jugend. Was zunahm, waren Labilität, Leere, Unsicherheit, Unlust, Unzufriedenheit, und neuerdings immer besorgniserregender: die kriminelle Anfälligkeit. Was Not tut, ist also eine Erziehung, die in die Pflicht nimmt. Je weniger die Umwelt dem jungen Menschen abverlangt, desto schwerer fällt ihm die Leistungsenthaltung. Erziehung sollte dazu fähig und bereit machen, regelmäßig, auch ausdauernd zu arbeiten – selbst wenn man gerade keine Lust dazu verspürt. Sie sollte die Kraft geben, auf etwas verzichten zu können. Sie sollte helfen, Anstandsregeln zu beachten.

Eines ist sicher: Mit der Schärfung des moralischen Bewusstseins, mit dem Wachsen der Willenskräfte, der Standfestigkeit und Entscheidungsstärke der Kinder wächst auch ihre Ich-Stärke. Nicht das Treibenlassen der Triebwelt und die Ordnung. Eine aus dem Geborgenheitsbedürfnis der Kinder sich stets erneuernde natürliche

Bereitschaft zur Bindung steht als Bundesgenosse an der Seite jedes vernünftig Erziehenden.

WORTERKLÄRUNGEN

aufsässig	voll Protest, ungehorsam und frech
kontinentale Erdscholle, f	<i>hier:</i> das große Stück Land, das einen Kontinent umfasst
driften	sich (langsam) bewegen
einkalkulieren	bei seinen Überlegungen mitbedenken
etabliert	einen gesicherten Platz in der Gesellschaft einnehmend
fossil	vorweltlich, urzeitlich
Labilität, f	schwacher, leicht beeinflussbarer Charakter

AUFGABEN ZUM TEXT

1. In Folgendem sind zu den einzelnen Abschnitten des zweiten Textes Überschriften gegeben. Stellen Sie fest, zu welchen Abschnitten diese Überschriften jeweils gehören.

- Die antiautoritäre Pädagogik lehnt die Übertragungen der etablierten Lebensformen von den Erwachsenen auf die Kinder ab.
- Eine verantwortungsbewusste Erziehung muss den Jugendlichen Hilfen für das Leben geben.
- Die antiautoritäre Bewegung hat der Jugend nur Nachteile gebracht.
- Durch eine richtige Erziehung wird das Ich des Kindes gestärkt und frei.
- Die neue Pädagogik verspottet die hergebrachten Werte und preist den grenzlosen Individualismus.
- Die Lebensformen der Erwachsenen und großer Teile der Jugend entwickeln sich voneinander weg.

2. Suchen Sie für die schräg gedruckten Satzteile jeweils ein treffendes Substantiv, das die entsprechende Bedeutung wiedergibt, und formulieren Sie den Satz entsprechend um.

Beispiel: Die Übertragung der Erfahrung, die im Laufe eines Lebens gesammelt wurde, von den Ältern zu den Jüngeren ist gestört.

Lösung: Die Übertragung der Lebenserfahrung von den Älteren zu den Jüngeren ist gestört.

1. Marcuse hat durch seine *Lehre, wie Kinder erzogen werden sollten*, Schaden angerichtet.
2. Er vertritt die Meinung, die Kinder sollten sich entwickeln, ohne *dass* die Eltern *Einfluss nehmen*.
3. Jeder sinnvolle Unterricht setzt voraus, dass sich der Lehrer klar wird über *die Ziele, die durch das Lernen erreicht werden sollen*.
4. Die emanzipatorische Pädagogik vermittelt der Jugend *die Vorstellung*, die Familie *sei ihr Feind*.

3. *Arbeiten Sie in einer Gruppe. Diskutieren Sie über die folgenden Fragen.*

Zum Platon-Text:

- Warum halten Sie Platons Argumentation für richtig (bzw. falsch)?
- Welche Bezüge können Sie feststellen zwischen Platons Feststellungen und unserer Zeit?

Zum modernen Text:

- Der Autor beklagt, dass die Lebensformen von Älteren und Jugendlichen auseinanderdriften. Welche Gründe sprechen nach Ihrer Ansicht dafür (bzw. dagegen), dass die Jugend die Lebensformen der Erwachsenen übernimmt?
- Wie beurteilen Sie die Forderung, dass die Kinder sich unbeeinflusst von den Erwachsenen entwickeln sollen?
- Untersuchen Sie, wie der Autor durch die Wortwahl die antiautoritäre Erziehung angreift.
- Was halten Sie von den Erziehungszielen, welche der Autor fordert?

TEXT 12

DAS GESCHENK

Belästigt? Antwortete die Frau dem Polizeibeamten. Natürlich, ich bin weiter gerückt, bis an der Rand der Bank, habe gedacht, was hat so einer im Park zu tun, um vier Uhr nachmittags, mit einem Kind an der Hand, warum ist er nicht in der Arbeit, dazu ist er doch hergekommen, und was soll das überhaupt, wenn immer noch mehr von ihnen ihre Weiber und Kinder mitbringen? Ja, das habe ich gedacht, wie man eben denkt. Aber belästigt? Er fragte ganz höflich: Erlauben Sie, dass wir uns setzen? Mir fiel auf, dass er unsere Sprache besser redet als die meisten von ihnen. Er führte das Kind an der Hand, ein kleines Kind, nicht älter als ein Jahr. Es war viel zu warm angezogen, mit einem Pullover und einem gestrickten Höschen, dabei war doch ein warmer Tag. Das Kind also ließ er los, aber es lief nicht weg, sondern kauerte vor ihm, spielte mit Kieselsteinen. Er? Er saß still, sah hinunter auf das Kind. Wir schauten beide das Kind zu. Ich, wissen Sie, habe nie Kinder gehabt, erst war

mein Mann im Krieg und Gefangenschaft, dann hatten wir keine Wohnung, kein Geld, dann wurde ich krank, und auf einmal war man zu alt. Nein, es geht mir gut, seit zwei Jahren bin ich Witwe, ich habe eine Rente, bei schönem Wetter gehe ich oft in den Park. Man macht sich seine Gedanken. Immer hat man gewartet, dass etwas kommen wird, etwas, wie soll ich sagen, etwas Entscheidendes; und es ist ja auch viel geschehen, Krieg und Bomben, Hunger und die Jahre nachher, als es uns wieder besser ging, aber es war doch nie das, worauf wir gewartet haben, und plötzlich ist man alt, ist Witwe, sitzt im Park.

Ja, natürlich war er es, der zu sprechen anfang. Er sagte: Es ist ein schönes Kind, nicht wahr? Und da musste ich lachen. Davon hat man ja gehört, wie sie dort unten vernarrt in ihre Bambsen sind. Er saß da, die Hände verschränkt, und sagte: Es ist ein schönes Kind. Und ich lachte und sagte: Ja, es ist hübsch. Und so artig, sagte er. Es ist immer folgsam, obwohl es noch so klein ist.

Ich sagte ihnen ja, er redete besser Deutsch als alle anderen, das war auch der Grund, warum ich – also warum ich anfang, neugierig zu werden. Sonst kennt man ja nur zwei Sorten von ihnen: entweder sie arbeiten als Tonnenmänner, am Bau oder in den U-Bahnschächten, stehen in abgetretenen Schuhen vor dem Bauführer, der schreit sie an: Du nehmen Schaufel und gehen da hinüber, aber schnell! Und sie, sie gurgeln ein paar Brocken hervor, niemand versteht sie, es ist auch egal, zu sagen haben sie sowieso nichts, nur zu arbeiten. Das sind die einen. Und die anderen, die haben schwarze Schnurrbärte und dunkle Anzüge, haben Frauen, die mit Schmuck behängt sind, sitzen in Hotelhallen oder in Lokalen, wo unsereiner nicht hinkommt, schikanieren die Kellner und geben große Trinkgelder. Aber so oder so, das sind keine Menschen, mit denen man zu tun haben möchte.

Bei ihm war das anders. Er redete in ganzen Sätzen, hatte nicht dieses dumme Grinsen wie einer, der etwas sagen will und nicht sicher ist, ob du ihn verstehst. Er war ordentlich angezogen, mit einem weißen Hemd, und er roch nicht einmal nach Knoblauch oder Hammelfleisch. Er sah traurig aus, niedergeschlagen. Ich wollte ihn aufmuntern, ihm etwas sagen, was ihn freuen würde. Ein hübsches Kind sagte ich noch einmal. Und eine Haut wie Marzipan. Es ist ein Junge, sagte er. Er heißt Jüsef. Das ist dasselbe wie Josef. Er hat einen Namen, den es hier gibt und auch bei uns. Er ist hier geboren. Haben Sie noch größere Kinder? Fragte ich. Nein sagte er. Zu Hause, da haben sie große Familien, aber hier – wissen Sie, wir haben nur ein Zimmer, und die Hauswirte vermieten nicht gern an Ausländer mit Kindern

Einmal, sagte ich, kommen Sie zurück in die Heimat. Wir haben dort einen Bauernhof, sagte er. Das heißt, mein Bruder hat ihn, und das Land gehört nicht wirklich uns, das Land gehört einem Bey, das ist ein Chef, ein großer Herr, wissen Sie. Mein Bruder muss ihm Pacht zahlen. Von dem, was übrig bleibt, kann mein Bruder leben, mit seiner Familie. Wenn ich zurückgehe und der Jüsef wird groß, dann muss er sich wieder Arbeit suchen, dann muss er anfangen, wie ich angefangen habe.

Jetzt, dachte ich, kommt seine Lebensgeschichte. So sind sie, du darfst ihnen den kleinen Finger nicht geben. Aber ich blieb doch sitzen. Nur um ihn abzulenken sagte ich: Er ist ein bisschen warm angezogen, der Kleine. Ach, sagte er. Sie verstehen etwas von Kindern. Sie sind eine Oma. Wie viele sind es denn? Wie viele?

Dann verstand ich. Nein, sagte ich, ich habe keine Enkelkinder, ich bin keine Oma. Aber Ihre Söhne? fragte er. Wollen die keine Kinder? Ich habe keine Söhne, sagte ich. Macht nichts, sagte er, Töchter sind auch ganz gut. Und ich: Töchter habe ich auch nicht. Er legte die Hände flach auf die Knie, schüttelte den Kopf: Keine Söhne, keine Töchter. Sie sind doch eine gute Frau! Hat Ihr Mann keine haben wollen? Doch, sagte ich, er wollte schon; er wäre auch ein guter Vater geworden. Und Sie? fragte er. Wollen Sie keine Kinder? Ich habe mir oft eins gewünscht, sagte ich. Es hat eben nicht sein sollen. Da! dachte ich. Erst versucht er, dir sein Herz auszuschütten, und jetzt lässt du dir selber Fragen stellen, über Sachen, die niemand etwas angehen, gibt's noch Antwort: einem Fremden, einem Gastarbeiter, einem Türken. Wenn dein Mann dich hören würde! Und da, ich dachte schon mehr an mich selber als an ihn, da hat er gesagt: Ich schenke Ihnen das Kind. Wie? fragte ich. Das Kind, wiederholte er. Ich schenke Ihnen das Kind. Mein guter Mann...! Versuchte ich ihm zu erklären. Aber er unterbrach mich. Zuerst war ich Bauarbeiter, sagte er. Nur, ich hatte den Vorteil, dass ich schneller Deutsch lernte als die anderen, da behielt mich der Polier bei sich, ich musste übersetzen, was er denn anderen Türken zu befehlen hatte.

Einmal, auf der Baustelle, sagte er zu mir: Du sollst ins Büro kommen, sie haben Schwierigkeiten mit einem von deinen Landsleuten. Im Büro war einer von uns, der wollte Urlaub, weil seine Frau zu Hause krank war, aber er wollte wissen, ob sie ihn wieder nehmen, wenn er zurückkam. Ich übersetzte, er bekam seinen Urlaub, nach ein paar Tagen wurde ich wieder gerufen, und dann immer öfter.

Ich kam voran und verdiente Geld, deshalb bin ich vor zwei Jahren heimgefahren und habe Bahar geheiratet. Bahar ist meine Frau. Als er von seiner Frau sprach, hat er mich erwartungsvoll angesehen. Er hat sogar für einen Augenblick aufgehört zu reden, als wollte er mir Zeit lassen, ihm zu gratulieren. Das ist alles sehr schön, sagte ich und stand auf. Aber jetzt muss ich heimgehen. Aber das Kind, sagte er. Ich habe Ihnen doch das Kind geschenkt! Was denn? fragte ich. Glauben Sie im Ernst, dass ich es nehme? Sie sind doch eine gute Frau, sagte er, und Sie haben sich immer ein Kind gewünscht. Aber doch nicht Ihr Kind, sagte ich. Und überhaupt, man kann doch nicht einfach sein Kind an fremde Leute... Die Firma ist pleite, sagte er. Sie brauchen keine Türken mehr, auch keinen Dolmetscher. Etwas anderes finde ich nicht, Sie wissen, wie es jetzt steht in der Bauindustrie. Bahar kann nicht für uns verdienen, sie ist so jung, sie versteht die Sprache nicht, sie fürchtet sich hier. Und wenn ich zurückgehe, wo bin ich dann? Auf dem Dorf, wo das Land gerade für meinen Bruder reicht. Das ist sehr traurig, sagte ich, aber irgendein Ausweg findet sich schon. Ohne Arbeit keine Aufenthaltsbewilligung, sagte er. Mir tut Bahar leid, die hat dann einen ganz armen Mann, daheim im Dorf. Aber der Junge, der ist doch hier geboren, wenn er hier bleibt, ist er fast wie ein Deutscher, er kann in die Schule gehen und später selbst Polier werden oder technischer Zeichner oder sogar Architekt. Aha, sagte ich und fing an wegzugehen. Er bückte sich, hob das Kind auf und lief hinter mir her. Sehen Sie, sagte er, wir würden ihn besuchen, sobald er geht. Wir haben ihn ja lieb, er ist doch unser Kind. Und wenn es wieder besser wird in der Bauindustrie, dann können wir wiederkommen. Natürlich bleibt er trotzdem Ihr Kind, weil ich ihn einmal an Sie verschenkt habe. Ich meine nur, wir sind immer für ihn da,

für Sie auch, und in zehn und fünfzehn Jahren, wenn Sie wirklich alt sein werden, haben Sie jemand, der sich um Sie kümmert, eine richtige Familie. So? Fragte ich und ging schneller. Sie sollten es doch nicht umsonst machen, sagte er. Aber wenn wir jetzt zurückgehen und er wächst dort auf – Sie wissen nicht, wie es ist, arm zu sein, vielleicht kommt er dort nie mehr heraus. Hören Sie doch auf! schrie ich. Man kann sein Kind nicht verschenken. Man kann auch nicht einfach ein Kind zu sich nehmen. Mit der Polizei würde ich zu tun bekommen, mit dem Jugendamt! Die Polizei? fragte er. Hat Ihnen die Polizei ein Kind geschenkt, als Sie sich's wünschten? Und wenn Sie alt sind und allein, was nützt Ihnen die Polizei? Sehen Sie, ich habe zweitausend Mark gespart, das reicht eine ganze Zeit für ein so kleines Kind. Es ist ja nicht gesagt, dass es lange so schlecht bleibt in der Bauindustrie, vielleicht zwei oder vier Jahre. Was sind vier Jahre für jemand in Ihrem Alter? Aber das Kind wächst in vier Jahren auf und lernt die Sprache, kann in die Schule gehen und klug und tüchtig werden wie die anderen. Stellen Sie sich vor: Ich laufe durch den Park und er hinter mir her, mit dem Kind auf dem Arm. Ich hatte mein dunkles Kostüm an, kam gerade vom Friedhof, wahrscheinlich war ich rot im Gesicht, Leute drehten sich nach uns um, jedenfalls bildete ich mir das ein: Was soll das, eine ältere Frau in Trauer, und einen halben Schritt hinter ihr ein junger Türke mit einem kleinen Kind? Was sagen Sie? Er hat mich also doch belästigt? Ja, wie man es nennen will. Mir fiel einfach nicht ein, wie ich ihm seine verrückte Idee ausreden sollte. Wenn es besser wird, hat er gesagt, dann kommen wir zurück, dann kann ich wieder arbeiten, wir bringen Ihnen monatlich Geld für das Kind. Ich brauche Ihr Geld nicht, sagte ich, man kann mit Geld nicht alles machen, auch hier bei uns nicht.

Es ist nicht nur wegen Geld, sagte er, es ist, weil Sie dann das Kind haben, Sie sind nicht mehr allein, ohne Söhne und Töchter. Jetzt waren wir aus dem Park heraus, waren dort, wo der Park an den Karlsplatz grenzt. Es ist doch ein schönes Kind, sagte er, und Sie werden sehen, wie lieb es ist. Und endlich ein Gedanke: Ja, sagte ich, es ist ein hübsches Kind, aber viel zu warm angezogen. Damit Sie sehen, dass ich nichts gegen das Kind habe: Wir gehen hinüber ins Kaufhaus und kaufen ihm etwas Leichtes, Hübsches. Aber nachher nehmen Sie's und bringen es zu seiner Mutter.

Über den Karlsplatz kannst du gehen, du bist sicher in der Menge, und im Kaufhaus wird man über Rolltreppen in die Stockwerke geschaufelt, wer weiß denn, wer zu wem gehört? Erst die Verkäuferin, eine Dürre mit grauen Haaren, guckte komisch. Er ist wohl sehr anständig? fragte sie. Und ich: Anständig? Ja. Weil Sie dem Kind was schenken, sagte sie. Sie brachte ein Spielhöschen und ein Trikothemd mit kurzen Ärmeln. Ich finde es toll, sagte sie, dass Sie sich um so ein Kind kümmern. Arbeitet der Vater für Sie? Ich weiß nicht, warum mich die Frau so reizte. Sehe ich aus wie eine Arbeitsgeberin? fragte ich. Er will mir das Kind schenken.

Sie hätten sehen sollen, wie ihr Kinn herunterklappte. Was? sagte sie. Un so was nehmen Sie an? Ich dachte: Ziege! Was kostet das Zeug? fragte ich, und zur Kasse, die Rolltreppe hinunter, wieder hinaus auf den Platz. Und jetzt, sagte ich zu dem Türken, wo wohnen Sie? Ich? fragte er. Warum denn? Wegen dem Kind, sagte ich. Es gehört doch Ihnen, sagte er. Wie denn? fragte ich. Haben Sie gedacht, Sie können es mir so übergeben, ohne nichts? Haben Sie den Geburtsschein dabei? Und

obwohl ich für die Kleider zuviel ausgegeben hatte, winkte ich einem Taxi. Also wohin? fragte ich.

Im Auto wenigstens war er still. Als wir vor seinem Haus ausstiegen – Sie wissen, wie solche Häuser aussehen –, trat er von einem Fuß auf den anderen. Es ist nämlich so, brachte er heraus, ich bin mit dem Kind weg, meine Frau weiß nicht, was ich vorhabe. Sie darf es auch nicht wissen, sagte ich. Wenn Sie, sagte er, mit hinaufkommen und es ihr erklären. Aber, sagte ich, sie versteht mich doch gar nicht. Dann eben nur so, sagte er. Sie kommen hinauf und trinken Kaffee mit uns, echten türkischen Kaffee. Klar, er hatte Angst. Ich hätte ihn stehen lassen sollen, zurück ins Taxi steigen, wegfahren. Warum ich trotzdem mitgegangen bin? Was weiß ich?

Sie kennen solche Häuser: Holztreppe und gusseiserne Geländer, Dreck, abgetretene Stufen, Flecken an der Wand, Zettel mit Reißnägel an die Türfüllungen geheftet, drei, vier, fünf Zettel an einer Tür, dahinter leben sie, aber wie leben sie eigentlich, man macht sich sonst keine Gedanken darüber, sieht sie immer nur mit der Schaufel in der Hand oder hinten auf dem Tonnenwagen. Türen also und ein dunkles Treppenhaus.

Im vierten Stock dann durch die Tür. So ist das also: ein Bett, ein Tisch, Gaskocher mit zwei Brennern, Kleider an Haken, kein Schrank, Linoleum mit blauen und abgetretenen Flecken. Sauber? Die Wände sind grau, man braucht für Gastarbeiter nicht anstreichen zu lassen. Eine Fotografie: alter Mann mit Schnurrbart, und ein Kissenbezug, schwarzer Samt, bunt mit der Maschine bestickt: eine Moschee.

Sie? Als wir kamen, war sie im Nachthemd, in einem langen, hochgeschlossenen Ding aus Flanell. Wie alt? Siebzehn? Achtzehn? Die Haut hat sie noch selbst wie das Kind, hellbraun wie Marzipan. Sei also ihn sehen, auf ihn zu, ihm das Kind weggerissen und angefangen zu reden, ach was denn, zu reden, ich verstand doch nichts, gleich bringt sie ihn um, dachte ich, oder mich, und recht hätte sie ja. Nur weg wollte ich, aber die anderen kamen schon die Treppe herauf, Frauen, Kinder, Männer, zur Tür herein, drängten mich weiter ins Zimmer, schnatterten, rissen die Augen auf. Und er: dass sich jemand so verändern kann! Lässt Kopf und Arme hängen, schluckt, bringt nichts heraus, sieht auf einmal so aus, wie man sie kennt, so zerknittert, so demütig, so als könnte er nichts sagen als: Ja, Chef, Gleich, Chef, weiß nicht, Chef.

Was sagen Sie? Die Frau hatte mit Nachbarn geredet, jemand war zur Polizei gelaufen? Was konnte ich denn wissen? Ich dachte nur, du musst raus und geh doch, bevor sie dir was tun. Aber dann traute ich mich wieder nicht, bis endlich Ihre Kollegen kamen, die zwei Polizisten von der Wache. Was? Die Verkäuferin? Beim Präsidium angerufen: Eine Frau mit einem Kind, das ihr ein Türke geschenkt hat? Das sieht ihr ähnlich! Hat sie wirklich geglaubt, ich will es behalten? Ja, ich bin mit den Polizisten gegangen. Und er? Was sagen Sie: So etwas ist strafbar, auch wenn man es nur versucht? Woher soll denn so einer das wissen? Wenn er hierherkommt und lebt eine Zeitlang bei uns, dann findet er sich doch überhaupt nicht mehr zurecht, dort unten nicht mehr und hier noch nicht. Sie können ihm nicht helfen? Ja, wer kann ihm denn helfen? Ich doch auch nicht! Sie nicht und ich nicht. Warum eigentlich nicht?

WORTERKLÄRUNGEN

kauern	sich auf die Fersen setzen
die Bambsen	(ugs.) kleine Kinder
Brocken, m	(pl.) einzelne Wörter
jdn. schikanieren	jdm. böswillig Schwierigkeiten machen
Polier, m	oberster Bauarbeiter
pleite	(ugs.) zahlungsunfähig
Karlsplatz	zentraler Platz in München
schnattern	sehr schnell viel zu reden

AUFGABEN ZUM TEXT

1. *Schreiben Sie in einfachen Formulierungen auf, was die folgenden Aussagen bedeuten.*

1. Sie sind vernarrt in ihre Bambsen.
2. Du darfst ihnen den kleinen Finger nicht geben.
3. Er versucht, dir sein Herz auszuschütten.
4. Ich kam voran.
5. Das sieht ihr ähnlich!
6. Er findet sich überhaupt nicht zurecht.

2. *Besprechen Sie mit Ihren Studienfreunden die unten gegebenen Fragen.*

- Gefällt oder missfällt Ihnen diese Geschichte?
- Ist das gewählte Thema wichtig? Was wissen Sie über die Situation der ausländischen Arbeiter in der Bundesrepublik? Ist die Darstellung in dieser Geschichte wirklichkeitsnah?

3. *Arbeiten Sie in einer Gruppe. Stellen Sie den Plan des Textes zusammen. Erzählen Sie bitte den Text nach.*

INHALT

Text 1: WAS SOLL UNS DER BERUF BRINGEN?	4-5
Text 2: TAGESLAUF EINES PRAKTISCHEN ARZTES	6-8
Text 3: EHE UND FAMILIE	9-11
Text 4: AM STADTRAND, WO ICH WOHNEN	11-15
Text 5: ERST EINMAL ARBEITEN	16-18
Text 6: UNBERECHENBARE GÄSTE	18-22
Text 7: DER SIEGER	23-26
Text 8: WIE MAN STADTMÜDE BÜRGER WIEDER AN DIE STADT FESSELN KANN	26-28
Text 9: DIE LIEGEWIESE DES HERRN CLAUDIUS	29-32
Text 10: VOM SCHLAFZIMMER ZUR LIEGELANDSCHAFT	32-34
Text 11: PROBLEME DER ERZIEHUNG	34-37
Text 12: DAS GESCHENK	37-42